



**Facultad de Traducción e Interpretación**

Máster de Traducción Profesional y Mediación Intercultural

Traducción Literaria, Humanística y Audiovisual

**Reflexionsprozesse über die Übersetzung des ersten Kapitels aus „La Tesis de Nancy“ (1962) von Ramón J. Sender ins Deutsche: Ein kritischer Kommentar über mögliche Übersetzungsstrategien und Problemlösungen im interkulturellen Dialog**

---

*Procesos de autoreflexión sobre la traducción de “La Tesis de Nancy” (1962) de Ramón J. Sender al alemán: un comentario crítico acerca de las posibles estrategias traslativas y de las soluciones de dificultades procedentes del diálogo intercultural*

**Mona Helmchen**

**2012/2013**

**Betreut von Ana María García Álvarez**

Mona Helmchen

Ana María García Álvarez

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>1. Einleitung</b> .....	1
<b>2. Der Autor Ramón J. Sender und sein Werk</b> .....	5
<b>3. Translat des ersten Kapitels aus „La Tesis de Nancy“ (1962)</b> .....	7
<b>4. Einführung in die translationswissenschaftlichen Theorien</b> .....	29
<b>4.1 Theoretische Ansätze für eine fundierte Ausgangs- und Zieltextanalyse</b> .....	29
<b>4.2 Ergänzende theoretische Überlegungen im Zusammenhang mit der Anfertigung eines translatorischen Kommentars</b> .....	35
<b>5. Der translatorische Kommentar</b> .....	40
<b>5.1. Auftragsanweisungen</b> .....	40
<b>5.2. Makrofinalität des ZTs</b> .....	41
<b>5.3. Ideologische, kulturelle und informative Umstände und/oder Unterschiede zwischen ZT- und AT-Rezipienten</b> .....	42
<b>5.4. Textsortenkonventionen des ZTs</b> .....	44
<b>5.5. Zeit und Ort der Veröffentlichung des ZTs (mögliche zeitliche bzw. örtliche Unterschiede zu denen des ATs)</b> .....	45
<b>5.6. Mögliche Probleme bei der Produktion und andere Schwierigkeiten im Zusammenhang mit den kommunikativen ZT-Intentionen und mögliche Unterschiede bezüglich der Intentionen des ATs</b> .....	46
<b>5.7. Mögliche Überlegungen, Unterschiede und Veränderungen der Zieltextstruktur bezüglich der des ATs</b> .....	47
<b>5.8. Mögliche Überlegungen und Unterschiede zwischen den Textakten bzw. Sprechakten beider Texte</b> .....	47
<b>5.9. Mögliche Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede bezüglich der funktionalen Beziehungen der Sätze in beiden Texten</b> .....	49
<b>5.10. Lexikalische und terminologische Überlegungen und Probleme</b> .....	51
<b>5.11. Überlegungen und Probleme hinsichtlich des ZT-Stils</b> .....	52
<b>5.12. Überlegungen und Probleme bezüglich der Kohäsion im ZT</b> .....	53
<b>5.13. Mögliche Überlegungen oder Probleme zu Recherche in Lexika, Enzyklopädien, Paralleltexten, Informationen usw.</b> .....	55
<b>6. Analyse von Übersetzungsschwierigkeiten beruhend auf sprachlichen und kulturellen Differenzen zwischen AT und ZT</b> .....	56
<b>6.1. Sprachlich bedingte Missverständnisse</b> .....	57

<b>6.2 Kulturell bedingte Fehlinterpretationen</b> .....	58
<b>7. Schlussfolgerung</b> .....	59
<b>8. Literatur</b> .....	62
<b>8.1. Primärliteratur</b> .....	62
<b>8.2. Sekundärliteratur</b> .....	64
<b>9. Glossar zu „Nancy entdeckt Sevilla“</b> .....	65
<b>10. Glossar translationswissenschaftlicher Abkürzungen</b> .....	67
<b>11. Originaltext (Erstes Kapitel aus „La Tesis de Nancy“)</b> .....	67

## **Resumen**

En este trabajo se presenta la traducción del primer capítulo de la novela epistolar “La Tesis de Nancy” (1962) escrita por Ramón J. Sender. Después de la traducción se ha elaborado un comentario traslativo, basado en la metodología presentada en el artículo *Der translatorische Kommentar als Evaluationsmodell der studentischen Übersetzungsprozesse* [El comentario traslativo como modelo de evaluación de los procesos traslativos de los estudiantes] de García Álvarez (2008). El comentario traslativo nos ha servido para poder fundamentar las soluciones traslativas al alemán surgidas de los procesos mentales de la traductora y autora del trabajo, de una manera consciente y basada en la metacognición. Para poder reflexionar sobre la traducción de una manera científica y bien argumentada, el comentario se ha basado en la literatura de Nord (2009<sup>4</sup>); Witte (2007<sup>2</sup>); Snell-Hornby, Hönig, Kußmaul, Schmitt (2006<sup>2</sup>); Katharina Reiss (1971); Toury (1995); Vermeer (1978); y en teorías cognitivas como la de Fillmore (1977), entre otros autores. Partiendo de la literatura mencionada, se justifica la estrategia elegida para la traducción y se comentan las decisiones tomadas durante el proceso traslativo.

Después del comentario se analizan y se ahonda en los problemas de comunicación que tiene la protagonista de la obra de Sender. En relación con este punto se tratan particularmente las dificultades lingüísticas, así como las diferencias interculturales entre la cultura estadounidense de Nancy y la España del momento. La investigación de los malentendidos basados en las diferencias lingüísticas y culturales también se centra en la dificultad del traslado de ciertos referentes culturales en una tercera lengua (alemán) y, consecuentemente, en una tercera cultura (Alemania). Para profundizar en el análisis, se tratan además los términos “ajeno” o “diferente” basados en los conceptos de Witte (2007<sup>2</sup>). Posteriormente al análisis, se resumen las impresiones sobre el trabajo y se comentan posibles líneas de investigación futuras. En el anexo de este trabajo se encuentra un glosario con términos procedentes de la traducción del primer capítulo de “La Tesis de Nancy” y un glosario con las abreviaturas traductológicas usadas. A continuación se incluye el texto original en español y la bibliografía consultada.

## **1. Einleitung**

In dieser Arbeit werde ich zuerst ein Kapitel des spanischen Briefromanes „La Tesis de Nancy“ (1962) von Ramón José Sender Garcés übersetzen, um daraufhin einen translatorischen Kommentar anzufertigen, der zum Ziel hat, den Übersetzungsprozess detailliert kommentieren zu können. In einem weiteren Schritt werde ich die beim Übersetzen aufgetretenen kulturell und sprachlich bedingten Übersetzungsschwierigkeiten erläutern. Des Weiteren werde ich einige der Kommunikationsprobleme der Protagonistin des Buches genauer untersuchen und die aus dieser Problematik resultierenden Missverständnisse erörtern. Dazu werde ich mich mit den Bedingungen und Schwierigkeiten, die mit dem interkulturellen Vergleich verbunden sind, auseinandersetzen.

Bevor ich auf den konkreten Aufbau und die Zielsetzung dieser Arbeit eingehe, möchte ich vorab erläutern, wieso ich mich dafür entschieden habe, eine literarische Übersetzung in meiner Masterarbeit anzufertigen. Im Verlaufe des Masterstudiums und insbesondere während der Teilnahme am Kurs „Traducción de textos literarios“ von Ana María García Álvarez, bemerkte ich, dass das Übersetzen literarischer Texte ganz besonders mein Interesse weckt. Schnell stand für mich fest, dass ich meine Masterarbeit dazu nutzen möchte, Auszüge oder ein Kapitel eines literarischen Werkes vom Spanischen ins Deutsche zu übersetzen und anschließend meine Übersetzungslösungen zu analysieren und zu begründen. In der ersten Sprechstunde mit Ana María García erklärte ich, dass ich gerne ein Werk behandeln würde, das ein breites Analysespektrum liefert und dass mich vor allem die Verständnisprobleme, welche im interkulturellen Dialog entstehen können, interessieren. In diesem Zusammenhang machte mich Ana María auf den Briefroman „La Tesis de Nancy“ (1962) von Ramón J. Sender aufmerksam. Senders Werk besteht aus insgesamt zehn Briefen, die die amerikanische Protagonistin und Ich-Erzählerin Nancy, während eines einjährigen Auslandsaufenthaltes in Sevilla, an ihre Cousine Betsy schreibt. Nancy, die gebürtig aus Kalifornien stammt, beschreibt in ihren Briefen die vielen neuen Eindrücke, die sie in Spanien sammelt und berichtet über ihre Erfahrungen mit den Spaniern, insbesondere mit den Zigeunern im Süden Spaniens. Der Grund für ihren Auslandsaufenthalt ist ihre Doktorarbeit, in welcher sie anthropologische, historische und linguistische Aspekte im Zusammenhang mit den Zigeunern behandeln will. Nach und nach taucht Nancy mehr in das Leben der Zigeuner ein und lernt ihre Kultur kennen. Die Integration der

Amerikanerin in die Zigeunergesellschaft ist jedoch nicht immer einfach. Zum einen erscheinen ihr die Bräuche und Umgangsformen dieser Menschen neu und zum anderen stellt die Sprachbarriere, die nicht selten zu Missverständnissen führt, oftmals eine große Herausforderung dar. Da ich selbst als deutsche Studentin in Spanien vergleichbare Erfahrungen gemacht habe, konnte ich mich von Anfang an mit dem Thema des Buches identifizieren. Außerdem denke ich, dass die Thematik des Buches besonders heute, in Zeiten des schulischen und universitären Austausches, wie beispielsweise mit Organisationen wie Erasmus, von wachsendem Interesse ist und dass sich viele Leute, die ebenfalls Auslandserfahrung gesammelt haben, in die Situation der Protagonistin Nancy hineinversetzen können. Nachdem ich das ganze Buch gelesen hatte, stand für mich fest, dass ich gerne einige Seiten des Senderschen Werkes übersetzen würde. Nach einiger Recherche im Internet blieb meine Suche nach einer bereits existierenden deutschen Version des Buches erfolglos. Bislang habe ich lediglich Übersetzungen ins Englische gefunden. Die Tatsache, dass bisher keine Übersetzung des Briefromanes ins Deutsche angefertigt wurde, bestärkte mich in meinem Vorhaben ein Kapitel des Buches zu übersetzen.

Nachdem ich nun die Beweggründe für die Auswahl des Themas meiner Masterarbeit erläutert habe, möchte ich im Folgenden genauer auf den Aufbau und die von mir angestrebte Vorgehensweise eingehen.

Wie bereits erwähnt, werde ich im ersten Teil der Arbeit die Übersetzung eines Kapitels des spanischen Briefromanes anfertigen. Ich habe mich für das erste Kapitel, welches den Titel „Nancy entdeckt Sevilla“ trägt, entschieden. Ausschlaggebend für die Wahl des Kapitels war hauptsächlich die Seitenanzahl. Ich war darauf bedacht ein Kapitel, das in etwa 20 Seiten als Übersetzung ergeben würde, zu wählen, um im Anschluss genügend Spielraum für den translatorischen Kommentar und die Analyse zu haben. Außerdem hat mir das erste Kapitel besonders gut gefallen. Nachdem ich einen Einblick in das Leben und das Werk des Autors Ramón J. Sender gegeben haben werde, folgt auf die Übersetzung von „Nancy descubre Sevilla“ im vierten Kapitel meiner Arbeit die Vorstellung der für den darauf folgenden Übersetzungskommentar relevanten Theorien. Als besonders interessant für meine analytischen Zwecke erachtete ich unter anderem die Theorien von Katharina Reiss und Hans J. Vermeer (1984), sowie die auf die Didaktik angewendeten Ansätze von Christiane Nord in „Textanalyse und Übersetzen“ (2009<sup>4</sup>). Für die Anfertigung des Übersetzungskommentars im fünften Kapitel werde

ich mich an einem Aufsatz mit dem Titel „Der translatorische Kommentar als Evaluationsmodell der studentischen Übersetzungsprozesse“ (2008), der in der Fachzeitschrift für Sprache und Sprachmittlung „Lebende Sprachen“ erschienen ist und von Ana María García Álvarez verfasst wurde, orientieren. Mittels der Methodologie, die in diesem Aufsatz aufgestellt wird, werde ich meine Übersetzung von den Makroprozessen bis hin zu den Mikroprozessen beurteilen können und in der Lage sein meine Lösungen professionell zu begründen.

Im sechsten Kapitel meiner Arbeit werde ich mich mit der Analyse des Ausgangstextes (im Folgenden mit AT abgekürzt) und mit der Untersuchung des Zieltextes (im Folgenden mit ZT abgekürzt) befassen. Den theoretischen Rahmen für die Analyse wird insbesondere das Buch „Die Kulturkompetenz des Translators“ von Heidrun Witte (2007<sup>2</sup>) bilden. Zudem werde ich mich auf das Buch „Handbuch Translation“ von Mary Snell-Hornby, Hans. G. Hönig, Paul Kussmaul und Peter A. Schmitt (2006<sup>2</sup>) beziehen. Im Folgenden möchte ich kurz die Schwierigkeiten des spanischen ATs zusammenfassen, um daraufhin meine Arbeitshypothesen darlegen zu können.

Während einer ersten Untersuchung des Originaltextes (im Folgenden mit OT abgekürzt), fiel mir die Fülle an Realien und typisch spanischen Redewendungen und Phraseologie auf. Obwohl ich den Stil des Buches als sehr angenehm zu übersetzen einschätzte, war ich mir der Herausforderung bewusst, die die Überlieferung jener kultur- und sprachspezifischen Elemente darstellen würde. Die Schwierigkeit würde demnach insbesondere darin bestehen, diese Aspekte des Textes in die deutsche Sprache zu übersetzen, ohne dabei zu vernachlässigen, dass das ursprüngliche Kommunikationsproblem zwischen dem Englischen und dem Spanischen bestand. An so mancher Stelle würde es also notwendig sein mit einer Paraphrase im ZT zu arbeiten, um insbesondere die zahlreichen humoristischen Elemente, basierend auf den sprachlich bedingten Missverständnissen, zu konservieren. Eine weitere Schwierigkeit sollte die Übersetzung des Zigeuner-Soziolektes darstellen. Im AT repräsentiert der Autor die typische Sprechweise der Zigeuner Südspaniens nicht nur durch die Lexik, sondern verschriftlicht zudem ihre eigentümliche Aussprache. Das Problem an dieser Stelle würde sein, dass, da man beim Übersetzen einen Soziolekt X in einer Sprache A -in diesem Fall der Zigeuner-Soziolekt im Spanischen - nicht einfach durch einen Soziolekt Z in einer Sprache B ersetzen kann, man eine Art „Kunstsprache“ erfinden und diese dann, ebenso wie im OT, schriftlich im Deutschen darstellen müsse. Nach einiger

Recherche im Internet, stiess ich auf eine Dokumentarfilmreihe über Zigeuner, die korrekter Weise *Sinti* und *Roma* zu nennen sind, in Deutschland. Ursprünglich handelt es sich bei den *Sinti* und *Roma* um Flüchtlinge aus den ehemaligen Balkanländern. Für die Übersetzung des Zigeuner-Soziolektes orientierte ich mich daher an ihrer Sprechweise, um ein dem Original möglichst entsprechendes Gegenstück zu finden und eine dem AT nahe, jedoch idiomatische Lösung im Deutschen zu erhalten.

Nach dieser resümierten Darstellung der möglichen Übersetzungsprobleme komme ich nun zu meinen Arbeitshypothesen, bzw. möchte meine persönlichen Erwartungen an diese Masterarbeit aufstellen.

In dieser Arbeit möchte ich zum einen meine Qualitäten als literarische Übersetzerin unter Beweis stellen und zum anderen zeigen, dass ich in der Lage bin, unter Anwendung bestimmter translatorischer Theorien und Modelle, kritisch und begründend über meine angefertigte Übersetzung zu reflektieren. Eine Arbeitshypothese ist die Darlegung der metakognitiven Prozesse beim schriftlichen Übersetzen, um erfahren zu können, was schriftliches Übersetzen im Detail bedeutet. Ich möchte Abstand nehmen von willkürlichen Entscheidungen, was die Erarbeitung des ZTs angeht und möchte versuchen, mir selbst und auch dem Leser dieser Arbeit einen tieferen Einblick in den Übersetzungsprozess zu ermöglichen. Da ich bislang meine Übersetzungen nicht derart detailliert analysiert und beurteilt habe, ist der Inhalt dieser Arbeit für mich von großem persönlichem Interesse. Ich möchte diese Arbeit nutzen, um als zukünftige Übersetzerin mehr Professionalität und Sicherheit, sowohl im Umgang mit meiner eigenen Übersetzungsweise, als auch im Bezug auf die Anwendung führender translatorischer Theorien, zu gewinnen. Außerdem sind für mich, wie bereits erwähnt, die Schwierigkeiten im multilingualen Dialog von besonderem Interesse. Eine weitere Arbeitshypothese ist, dass ich in dieser Arbeit zeigen möchte, wie es gelingen kann, die kommunikativen Schwierigkeiten, die sowohl sprachlich, als auch kulturell bedingt auftreten, zwischen dem Spanischen und dem Englischen in eine dritte Sprache, welche in diesem Fall die Deutsche ist, zu überliefern. Ein besonderes Augenmerk möchte ich dabei auf die Erhaltung der humoristischen Elemente legen, die den Briefroman Senders so unterhaltsam machen. Auch möchte ich darauf bedacht sein, dem deutschen Leser die Situation der Protagonistin so genau wie möglich nahezubringen und die von ihr geschilderten Eindrücke aus Sevilla und Umgebung situations- und kulturgetreu darzustellen. Wichtig ist mir dabei vor allem die Fülle an

Realien so zu übermitteln, dass der deutsche Leser sie nachvollziehen kann, sie jedoch nicht an die Zielkultur (im Folgenden mit ZK abgekürzt) anzupassen, d.h. ich werde, falls nicht unbedingt nötig, keine Adaptation an die ZK vornehmen, sondern die wichtigsten, exotischen Textelemente so weit es geht konservieren.

Im siebten Kapitel werde ich zusammenfassend über die verschiedenen Arbeitsschritte reflektieren und einen Bezug zu meinen in dieser Einleitung aufgestellten Arbeitshypothesen ( s. S. 4) herstellen.

## **2. Der Autor Ramón J. Sender und sein Werk**

Ramón José Sender Garcés wurde am 3. Februar 1901 in Chalamera, in der Provinz Huesca, die in der autonomen Gemeinschaft Aragonien liegt, geboren. Sein Vater war Gemeindesekretär und seine Mutter Lehrerin, sodass die Lebensumstände der Familie als wohlhabend zu bezeichnen waren. Bereits in jungen Jahren begann er in Chalamera in „La Crónica de Aragón“ und „El Pueblo“ zu veröffentlichen. Aufgrund seines autoritären Vaters und der problematischen Vater-Sohn-Beziehung flüchtete Sender jedoch 1918 nach Madrid und begann dort Artikel und Kurzgeschichten für „El País“ und „España Nueva“ zu schreiben. Die Zeit in Madrid war keineswegs einfach für Sender, der monatelang an der Grenze des Existenzminimums lebte und auf der Straße schlief. Er begann sich in Kreisen anarchistischer und revolutionärer Gruppierungen zu bewegen, was sein von Grund auf rebellisches Wesen prägen sollte. Trotz der schweren Lebensumstände in Madrid, gelang es dem jungen Schriftsteller seine erste Kurzgeschichte, die den Titel „Las brujas del compromiso“ trug, in einer Zeitung zu publizieren. Es dauerte jedoch nicht lange, bis sein Vater ihn aufsuchte und dazu zwang, zurück nach Huesca zu kehren. Dort angekommen, begann er all seine Energie und seinen Enthusiasmus in die Zeitung „La Tierra“ zu investieren, deren Leitung er trotz seines jungen Alters übernahm. 1922 wurde Sender zum Militärdienst nach Marokko eingezogen. Dieser Umstand lieferte die Vorlage für seinen 1930 erschienenen Roman „Imán“. Nach seiner Rückkehr aus dem Marokkokrieg schloss er sich 1924 der Tageszeitung „El Sol“ in Madrid an, für welche er bis 1930 zahlreiche Artikel unterschiedlichster Themen schrieb. In dieser Zeit begann Sender sich den Kritikern und politischen Gegnern der Diktatur von Miguel Primo de Rivera anzuschließen. Als Regierungsgegner wurde Sender 1927 verhaftet und musste eine Zeit im Gefängnis in Madrid verbringen. Seine Erfahrungen aus dieser Zeit verarbeitete er 1932 in dem

Roman „Orden Público“. Nach den Publikationen für „El Sol“ begann er für die Zeitung „Solidaridad Obrera“, die 1907 in Barcelona gegründet worden war, zu schreiben. Der Erfolg seiner Publikationen sowie sein Roman „Imán“ machten ihn zum Anführer einer neuen Richtung in der Literatur, der sogenannten *novela social* bzw. des *realismo social*, was in Deutschland in etwa der „Neuen Sachlichkeit“ entsprach. 1933 reiste Sender nach Russland, wo er sich enttäuscht von der Politik seiner Heimat der Ideologie des Kommunismus annäherte. Zu Senders wichtigsten Werken aus dieser Zeit zählen unter anderem „O.P.“ (1931), „Siete domingos rojos“ (1932) und „La noche de las cien cabezas“ (1934). 1933 schrieb er außerdem eine hochgelobte Reportage über die blutige Auseinandersetzung zwischen der Polizei und den Bauern von Casas Viejas, welche in der progressivistischen und linksliberalen Zeitung „La Libertad“ veröffentlicht wurde. Die Arbeit des jungen Journalisten Sender hatte zur Folge, dass die Regierung von Manuel Azaña Díaz zurücktreten musste. Die Vorfälle von Casas Viejas verarbeitete Sender zudem in seinem Buch „Viaje a la aldea del crimen“ (1934). Für sein 1936 veröffentlichtes Werk „Mr. Witt en el Cantón“ erhielt er den spanischen Literaturpreis. Gemeinsam mit García Lorca wurde Sender zu einem der engagiertesten Schriftsteller Spaniens. Kurze Zeit nachdem im Sommer 1936 der spanische Bürgerkrieg unter Franco ausbrach, verlor Sender seine Frau, Amparo Barayón, und seinen Bruder Manuel. Gemeinsam mit seinen beiden Kindern Ramón und Andrea flüchtete Sender zuerst nach Frankreich und wanderte 1939 nach Mexiko aus. In diesem Jahr schrieb er das Werk „Proverbio de la muerte“, welches 1947 erweitert veröffentlicht wurde als „La esfera“. 1942 reiste er von Mexiko in die Vereinigten Staaten von Amerika. Das Exil stellte für Sender eine Epoche voller Einsamkeit und Schuldgefühlen dar. Zu dieser Zeit entstanden einige für die spanische Literatur des 20. Jahrhunderts fundamentale Werke wie „Epitalamio del pieta Trinidad“ (1942), „Crónica del alba“ (1942), „El rey y la reina“ (1949) und „El verdugo afable“ (1952). In diesen Werken fusionierten sich Senders Eindrücke seiner neuen Situation in Amerika mit den Erinnerungen an die Vergangenheit. Außerdem schrieb er „La Tesis de Nancy“ (1962), inspiriert von den kulturellen Unterschieden zwischen Nordamerika und Spanien zur damaligen Zeit. Er arbeitete als Professor der spanischen Literatur und veröffentlichte zahlreiche Kurzgeschichten, Dramen, Gedichte und Aufsätze, stets geprägt von nostalgischen Gedanken, hervorgerufen durch die Distanz zu seiner Heimat. In den 70er Jahren kehrte

er insgesamt zweimal, 1974 und kurz darauf 1976, zurück nach Spanien. Er starb jedoch in San Diego, in der Nacht vom 15. auf den 16. Januar 1982.

Ramón J. Sender gilt als einer der bedeutendsten spanischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Seine Werke behandeln verschiedenste Themen und sein Stil ist dem traditionellen Roman zuzuordnen. Senders Prosa und fantasievolle Erzählungen waren stets mit einer tieferliegenden Intention verfasst, die Kunst stand jedoch immer im Vordergrund seiner Werke.

In „La Tesis de Nancy“ präsentiert Sender dem Leser sein Geschick und seine Qualitäten als Unterhalter. Die Briefe im anekdotischen Stil stecken voller Erstaunen, Neugierde und Bewunderung für das Neue und Unbekannte. In diesem Briefroman illustriert Sender die Vorurteile und Klischees, die Ausländer - in diesem Fall Amerikaner - mit Spanien verbinden und verpackt sie humorvoll und authentisch. Mit diesem Werk werden sich sicherlich viele Spanier, die sich damals gezwungen sahen ins Exil nach Amerika zu gehen, identifiziert haben. Sender bietet dem Leser neben Unterhaltung auch eine kritische Sicht auf ein traditionelles und oftmals fast schon verschlossenes Spanien seiner Zeit. Die versteckte Kritik über das Spanien zur Mitte des 20. Jahrhunderts spiegelt den einst rebellischen, jungen Sender wider. Die Distanz zu seiner Heimat und die neuen Erfahrungen im Exil brachten Sender dazu, nochmehr über die Situation in Spanien nachzudenken.

„La Tesis de Nancy“ stellt insofern eine Herausforderung für den Übersetzer (im Folgenden mit TRL abgekürzt) dar, als dass dieser die kulturelle Information, die der Briefroman beinhaltet, verstehen und zuordnen können muss. Dies ist insbesondere angesichts der unterschiedlichen Stereotypen in den verschiedenen Ländern von Bedeutung.

### **3. Translat des ersten Kapitels aus „La Tesis de Nancy“ (1962)**

Im Folgenden werde ich das erste Kapitel aus „La Tesis de Nancy“, welches den Titel „Nancy entdeckt Sevilla“ trägt, übersetzen. Der AT findet sich im Kapitel 11 dieser Arbeit.

## Erster Brief

### Nancy entdeckt Sevilla

Dearest Betsy: Ich werde die freie Zeit nutzen, um dir in regelmäßigen Abständen meine Eindrücke von verschiedenen Tagen zu schildern.

Wie du weißt, bin ich zum Studieren an die Universität in Sevilla gekommen. Ich wohne jedoch im zehn Meilen entfernten Alcalá de Guadaira. Misses Dawson aus Edinburg, die ein Auto hat und im selben Haus wie ich wohnt, fährt mich jeden Tag in die Stadt. Was für ein Glück ich doch habe, nicht wahr? Ich habe immer schon Glück gehabt.

Was soll ich dir nur über die Spanier erzählen? Im Allgemeinen finde ich die Frauen hübsch und intelligent, wenn auch ein bisschen...ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Ich würde sagen zu weiblich. Die Männer hingegen sind wirklich nicht schlecht, aber manchmal reden sie mit sich selbst, wenn sie eine junge Frau auf der Straße sehen. Gestern ging einer an mir vorbei und sagte:

- „*Canela*<sup>1</sup>“, was übersetzt Zimt bedeutet.

Ich schaute an mir herunter woraufhin er hinzufügte:

- „*Canelita en rama*“, also Zimtstange.

Ich glaube, er meinte meine Haarfarbe.

In Alcalá de Guadaira gibt es Cafés, Kirchen und Blumenläden wie in einem großen amerikanischen Dorf, wenn auch mit mehr Persönlichkeit, aufgrund des kulturellen, arabischen Erbes. Im Erdgeschoss meines Hotels gibt es ein Café mit Tischen auf der Straße namens *La Mezquita*. Sobald ich mich dort hinsetze, nähern sich mir seltsame Verkäufer, manche von ihnen blind, mit nummerierten Papierstreifen. Sie sagen, dass es Lottoscheine sind. Sie bieten mir ein Stück Papier für zehn Peseten an und meinen, dass wenn eine der Nummern, die auf dem Papier gedruckt steht, gezogen wird, ich zehn Millionen bekommen würde. Ich fragte den ersten Verkäufer, der auf mich zukam, ob er denn so viel Geld habe, woraufhin der Mann, welcher wirklich schlecht angezogen war, lachte und antwortete: „Ich nicht. Das Geld gibt die Regierung.“ Es stellt sich also heraus, dass all diese Männer (und es gibt Millionen davon in Sevilla) für die Regierung arbeiten. Aber sie scheinen sehr arm zu sein.

---

<sup>1</sup> *Canela* bedeutet im Spanischen nicht nur „Zimt“, sondern wird zudem als Kompliment für eine attraktive Frau verwendet. Die Steigerung von *Canela* ist *Canelita en Rama*.

Weißt du was, meine liebe Betsy? Es gibt keine Gorillas in Spanien. Das kann ich mir wirklich nicht erklären. Ich verstehe nicht, wie sie dann in der Vergangenheit ihren *guerra de gorilas* führen konnten, der Krieg, für den die Spanier in der Geschichte so berühmt sind seit der Römerzeit. Ich werde heute Nachmittag in der Universität einmal nachfragen. Obwohl ich manche Fragen ungerne stelle, denn es gibt Leute, die nicht gerne antworten. Gestern wurde ich zwei jungen Herren in der *Calle de las Sierpes* vorgestellt. Ich, mit meinen Büchern unter dem Arm und mit Grammatikproblemen, fragte den Ältesten: „Wie lautet bitte die Vergangenheitsform des Subjuntivo des Verbes „*airear*“, was lüften bedeutet? Der Junge errötete und wechselte das Thema. Wieso nur wurde er rot?

Mir passieren zu oft seltsame Dinge. Aber man kann nicht sagen, dass die Männer unhöflich sind. Im Gegenteil, sie sorgen sich um meine Haarfarbe und sogar um meine Gesundheit. Im Eingang des Cafés stehen immer junge Leute und wenn ich nach Hause komme, dann schaut mich der ein oder andere an und sagt: „*Está buena*“<sup>2</sup>, was wohl so viel bedeutet, wie dass man gesund ist. Das Mindeste, was ich tun kann, ist ihnen mit einem Lächeln für die Sorge um meine Gesundheit zu danken. Sie sind sehr freundlich, aber ich verstehe sie einfach nicht. Manchmal erröten sie ohne Grund oder sie werden bleich. Ganz besonders, wenn ich sie Dinge über Grammatik frage.

Manchmal verstehe ich die Reaktionen der Leute wirklich nicht. Du wirst nicht glauben, was mir in der Prüfung über klassische Literatur passiert ist. Ich saß drei, schon älteren Professoren gegenüber, die die traditionelle Toga trugen und einen hexagonal geschnittenen Hut, welchen sie nicht auf dem Kopf hatten, sondern der auf dem Tisch lag. Einer von ihnen fing an mir Fragen über das Theater des 17. Jahrhunderts zu stellen. Du weißt ja, das ist meine Stärke. Nun, ich will dir also erzählen, was genau er fragte und was ich ihm antwortete und du sagst mir dann, ob es irgendeinen Grund gibt für das, was letztendlich geschah. Der Lehrer fragte mich:

- Können Sie mir einige typische Charaktere des Theaters aus dem Goldenen Zeitalter Spaniens, insbesondere des *capa y espada*<sup>3</sup> Theaters, nennen?

- Der Spaßvogel.

- Gut. Weiter.

---

<sup>2</sup> *Estar buena*: eine hübsche, begehrenswerte Frau sein.

<sup>3</sup> Das *capa y espada* Theater (wörtlich übersetzt: Mantel- und Degentheater) entstand als Untergattung des historischen Roman und behandelt das romantische Ideal des mit einem Schwert bewaffneten Mannes, der gegen das Schlechte auf der Welt kämpft. Klassische Beispiele für das *capa y espada* Theater sind „Die drei Musketiere“ von Alexandre Dumas und „Zorro“ von Johnston McCulley.

- Die Herrin.
- Weiter, mein Fräulein.
- Der Gehörnte.

Daraufhin wurden die drei kahlköpfigen Professoren schrecklich rot, bis zur Glaze, ja sogar bis zu den Ohren. Ich schaute an mir herunter, ob mein Kleid verrutscht war und um mich herum, um zu sehen, ob etwas Unerwartetes geschehen war; aber alles war ganz normal.

Letztendlich bewilligten sie meinen Studienplan, den ich aufgestellt hatte, als ich entschied nach Sevilla zu kommen. Um darauf anzustoßen, ging ich mit einigen jungen Frauen nach Alcalá de Guadaira und lud sie am Nachmittag ein, einen Happen essen zu gehen im Café *La Mezquita*. Dort fand gerade eine Art Stammtisch von Stierkämpfern statt. Sicher waren es unbedeutende Leute, aber vielleicht haben sie auch bisher bloß noch nicht ihre große Chance gehabt, da sie noch sehr jung waren. Sie sprachen laut, schrien fast und ich notierte mir einige Wörter, die ich bisher ignoriert hatte. Übrigens, einer von ihnen sagte, dass er nicht gegen einen Stier kämpfen würde, wenn man ihm nicht zehn Tausend *Beatas* geben würde. *Beatas* sind fromme Frauen, die jeden Tag in die Messe gehen. Ich dachte also, dass dieser junge Mann die weibliche Bevölkerung dazu bringen wollte, die Stierkampfarena zu besuchen und den guten Sitten beizuwohnen. Später erklärte Misses Dawson mir jedoch, dass sie mit *Beatas* vielleicht eine alte Währung meinten, die die Zigeuner für ihre Geschäfte nutzen.

Ich behaupte nicht, dass es das Eine oder das Andere sei. Ich sage nur, was ich gehört habe.

Aber ich muss gestehen, dass ich mich geirrt habe, was die Gorillas angeht. Mein ganzes Leben habe ich von der Grausamkeit der spanischen Gorillas gehört, insbesondere zu Zeiten des Krieges. Jetzt wo ich merke, dass es nicht einen einzigen Gorilla in Spanien gibt und nachdem ich die Professoren hier in Sevilla gefragt habe, stellt sich heraus, dass wir Amerikaner das Wort falsch aussprechen oder schlecht verstehen. Es heißt nicht Gorillas sondern *guerrillas*, will heißen „kleine Kriege“. Für mein Gehör und auch für deins und das unserer Freundinnen klang es immer wie Gorilla. Es scheint, dass die Spanier sehr grausam in den kleinen, aber weniger in den großen Kriegen sind. Vielleicht ist das der Grund, wieso sie nicht in die letzten Weltkriege verwickelt waren. Dafür kann ich sie nur loben. Die jungen Stierkämpfer reden in den höchsten Tönen über einen, der sich, laut ihnen, in der Arena nicht

bewegte. „*Es un poste*<sup>4</sup>“, sagten sie, was wohl bedeutet, dass er sich wie eine Säule nicht von der Stelle bewegte. Sie redeten von seinen „*parones*<sup>5</sup>“. Das Wort finde ich im Wörterbuch nicht. Es muss wohl etwas mit dem Stierkampf zu tun haben. Irgendwie verstehe ich gar nicht, wieso sie jemanden so sehr dafür lobten, sich nicht in der Arena zu bewegen und nichts zu machen. Eine Säule! Kannst du dir das vorstellen?

Gestern fiel der Unterricht aus, sodass wir den Morgen damit verbrachten durch das Viertel Santa Cruz in Sevilla zu laufen. Bezaubernd, wenn mich auch die ganze Nachahmung des kalifornischen Stils mit all seinen Gartenzäunen und Innenhöfen irgendwann langweilte.

Es trugen sich einige Dinge zu, die zumindest für eine Amerikanerin vollkommen unerwartet und unerklärlich scheinen. Zum ersten Mal begegnete ich Leuten, die wirklich wenig kooperativ waren. Als wir um die Ecke bogen, um von einem Gässchen, an dem wir vorbei gingen, ins nächste zu gehen, trafen wir auf einen Schuhmacher, der an der frischen Luft an einem kleinen Tischchen arbeitete – anscheinend lebte er in dem Haus nebenan – und als er uns sah, hob er den Kopf und sagte:

- “*Hasta luego, señoritas.*” Also „bis später, Fräulein“.

Wir gingen einfach weiter und wussten nicht, was wir davon halten sollten. Kurz darauf sahen wir, dass die Straße nach einer Biegung nicht weiter führte. Als wir wieder an dem Schuhmacher vorbei gingen, zwinkerte der gute Mann mit einem Auge, ohne etwas zu sagen. Ich fand den Vorfall witzig, aber Misses Dawson war empört über den Mangel an Kooperation jenes Mannes. Misses Dawson hat einfach keinen Sinn für Humor und beschwert sich bloß, um sich ausländisch und anders zu fühlen. Nur deswegen reist sie überhaupt: Um zu wissen irgendwo Ausländerin zu sein.

Ich weiß nicht, ob ich sagen sollte, dass Misses Dawson hier wenig Sympathie erweckt. Du weißt ja wie sie ist. So groß, streng und starr. Ich glaube, dass dieser Typ Frau den Spaniern nicht gefällt. Ehrlich gesagt, obwohl sie flache Schuhe trägt, ist Misses Dawson immer viel zu groß. Es ist nicht besonders nett so kritisch über sie zu reden, da sie mir ihr Auto leiht und großzügig mit mir herumfährt.

Ich erzähle dir all das, weil im Viertel Santa Cruz ein kleines Mädchen nicht aufhören konnte, Misses Dawson anzusehen und sagte:

---

<sup>4</sup> *ser un poste*: stillstehen; sich nicht von der Stelle bewegen.

<sup>5</sup> *parón*: intentioniertes Verkürzen der Distanz zwischen Stiefkämpfer und Stier, mit dem Ziel das Tier zu bedrängen und zu ermüden.

- Kommen sie an einem anderen Tag nocheinmal wieder, *Señora*?
- Wieso?, fragte sie.
- Um damit fertig zu werden, sie anzusehen. Beim ersten Mal schafft man das nicht.

Misses Dawson merkt, dass man sie hier nicht mag. Aber das ist ganz normal. Wie du weißt sind Sympathie und Antipathie reziproke Empfindungen. Und ihr gefällt der simple Sinn für Humor dieser einfachen Leute nicht. Es scheint fast, als würde Misses Dawson wollen, dass die Leute ernst, streng und ein bisschen traurig sind und das sage ich nicht, weil ich sie gerne kritisiere, denn du weißt ja, dass ich ihr sehr dankbar bin. Ich verstehe einfach nicht wieso. Nun gut, die Leute aus dem Dorf mögen Misstress Dawson, die zwei Bücher unter dem Arm, die Bibel und ein Wörterbuch, und eine Brille mit dicken, rosa getönten Gläsern trägt, auch nicht. Und um das Bild abzurunden, trägt sie auch noch riesengroße Schuhe. Das fällt hier ganz besonders auf.

Apropos Schuhe (ich wäre dir dankbar, wenn du das niemandem zu Hause weitererzählen würdest, denn die schottische *Señora* hat Bekannte in Lake Forest), als wir an einem kleinen Café vorbeigingen, hörten wir wie ein Schuhputzer zum anderen sagte:

- „Himmel Herrgott, hast du gesehen, was für Schühchen die *Señora* trägt? Ob man in ihrem Land wohl im Stehen schläft?“

Ich musste mir auf die Zunge beißen, um mir das Lachen zu verkneifen, aber vielleicht bekam es meine Freundin auch gar nicht mit. Ich bin mir nicht sicher, denn wie du weißt, verlieren die Schotten niemals ihr Gesicht. Am nächsten Tag fuhr sie mich wie immer nach Sevilla.

Wenn du nach Spanien kommst, Betsy, dann rate ich dir keine Fragen über Grammatik zu stellen. Alle Leute wechseln das Thema und werden sauer. Die Grammatik ist nicht beliebt in diesem Land, zumindest nicht in Alcalá de Guadaira und in Sevilla. Gestern fragte ich den Besitzer einer Apotheke hier, im Viertel, nach dem Subjuntivo eines Verbes. Er antwortete mir, dass es eine sehr witzige Frage sei und stellte mich seiner Frau vor.

Was den Rest angeht, so ist das Leben hier mehr als angenehm und bequem. Alles ist so *exciting*. Die Leute, die Dinge, einfach alles.

Ich habe bisher nicht angefangen ernsthaft zu lernen, denn ich möchte mich erst über das Land unterrichten und mich einleben. Alles ist wirklich ganz reizend, und eine

Erfahrung wie diese ist gut für mich, um die Komplexe durch die vierte Ehe meiner Mutter auszugleichen. Du weißt, was ich meine.

Aber nun genug von traurigen Themen.

Ich bin empört über das Verhalten einiger Amerikaner, die in den Cafés amerikanische Produkte bestellen und sich beschweren, wenn sie sie nicht bekommen. Auch entrüstet mich ihre Unkultur, wenn sie *Sherry* bestellen und dann die Flasche nicht wollen, weil dort *Jerez* draufsteht und sie glauben, dass man sie betrügen wolle.

In den letzten Tagen ist mir nichts Wichtiges geschehen. Das einzige Neue ist, dass sieben ausländische Studenten und ich in Sevilla zum *marqués*<sup>6</sup> von Estoraque (ich glaube, so schreibt man den Namen, aber ich würde nicht darauf schwören) zum Essen eingeladen wurden. So können wir einmal sehen, wie ein typisches, sevillanisches Haus von innen aussieht. Alles war dunkel und feierlich, dekoriert mit Kruzifixen und Madonnenbildern, einige gemalt von Murillo und echt, damit meine ich, dass es sich um Originale handelte. Die Möbel waren im Kolonialstil der amerikanischen Südstaaten gehalten. Alles roch nach Wachs und, Gott vergeb mir, denn ich möchte nicht lästern, nach Katzenurin.

Wir sahen den *marqués* und seine Frau, beide schon alt. Sehr alt, würde ich meinen. Weit über Siebzig. Ganz ehrlich, man merkt die Größe und das Alter dieser Menschen. Ich hatte jedoch nicht die Gelegenheit mit ihnen zu sprechen, denn sie bevorzugen es mit den Touristen zu sprechen, die kein Spanisch können, um ihr schreckliches Englisch zu üben. Sie sprechen nicht unbedingt schlecht, aber sie haben einen Inselakzent, der für mich inakzeptabel ist. Du weißt ja, dass ich den britischen Akzent noch nie ausstehen konnte. Wie dem auch sei, zwei Tage später gingen wir zum Essen zum *marqués* und seiner Frau nach Hause. Davor fuhren zwei Freundinnen und ich mit dem Auto von Misses Dawson durch die ganze Stadt, ja fast durch die ganze Provinz, um Zeit zu überbrücken. Man hatte uns für neun Uhr bestellt, da um zehn Uhr zu abend gegessen werden sollte. Gegen acht Uhr jedoch war ich bereits kurz vor dem Verhungern. Zu Hause essen wir schließlich schon um sechs.

Wir fuhren an den Restaurants vorbei, sahen die Leute essen und verschlangen die vollen Teller mit Blicken. Mistress Dawson meinte es gehöre sich nicht, zu einem *dinner* eingeladen zu sein und ohne Appetit hinzugehen, so dass wir nichts aßen, bis wir

---

<sup>6</sup> *Marqués*: Marquis.

zum Haus des *marqués* und seiner Frau kamen. Du glaubst gar nicht, wie schwer es war durchzuhalten.

Um Punkt neun Uhr waren wir dort. Obwohl es im Haus elektrisches Licht gab, erwartete uns ein Dienstjunge in kurzen Hosen mit einem vielarmigen Kerzenleuchter, auf dem etliche Kerzen brannten. Im Nebenzimmer waren der *marqués* und seine Frau in festlicher Abendkleidung. Ich sage dir, alles machte einen wahrlich schicken Eindruck. Der Butler stellte uns beim Eintreten mit unseren Namen vor. Ich weiß immer noch nicht, wieso er sie wusste.

Vor dem Abendessen wechselte der *marqués* mit allen ein paar Worte, nur mir schenkte er mehr Aufmerksamkeit. Man servierte uns *manzanilla*, ein dem englischen Sherry ähnlicher Wein, der jedoch recht fade schmeckte und nicht einmal richtig kalt war. Nach einigen Gläsern spürte ich eine wohlige Wärme durch den Körper fließen und wollte mehr. Ich glaube, dass man diesen Wein kennen muss, um ihn zu mögen, so wie gute Musik.

Später erfuhr ich, dass dieser Wein wohl als die *Crème de la crème* gilt und dass ihn schon die Tartessos zu Salomons Zeiten tranken. (Die Dinge hier sind von obszönem Alter).

Man servierte uns viele verschiedene Vorspeisen. Und obwohl ich recht viel von allem aß, war ich, als wir uns zum Essen an den Tisch setzten, hungriger als vorher. Seltsam, nicht wahr? Ich glaube, dass all diese Häppchen appetitanregend waren, manche davon salzig, pikant und andere sogar bitter. Mrs. Dawson sprach verächtlich über die amerikanischen Vorspeisen, die zum Teil süß sind. Ich weiß nicht, was sie meinte. Der *marqués* schaute mich lächelnd an und schien zu denken: Diese Schottin lässt keine Gelegenheit aus, um die Amerikaner zu provozieren.

Mein Platz war zur Rechten des *marqués*, was meines Erachtens nicht ganz korrekt war, da schließlich Mrs. Dawson anwesend war. Aber ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass es mir unangenehm war. John McGregor, der Junge, der im Sommer als Helfer des Totengräbers arbeitete und letztes Jahr Anthropologie mit dir studierte, hatte seinen Platz zur Rechten der Frau des *marqués*. Er hatte keine Abendgarderobe, aber trug einen Anzug mit schwarzer Krawatte, was sehr gut aussah.

Wir aßen wie in den Palästen aus *Tausend und einer Nacht*. Fünf *courses*. Ich erwähnte bereits, dass ich sehr hungrig war, sodass ich dem *marqués* kaum zuhörte, während das Loch in meinem Bauch immer größer wurde. Stell dir vor, es waren zehn

Stunden seit dem *lunch* vergangen. Der *marqués* fragte mich, was in Sevilla mir am Besten gefallen hätte. Ich antwortete:

- „Die Kathedrale und die Giralda.“

Daraufhin begann der *marqués*, wohl als Zeichen der Dankbarkeit, da er anscheinend sehr patriotisch ist, mein Knie mit der Rechten zu massieren, während er mit der Linken aß. Höchst seltsam! Es muss wohl ein spanischer Brauch sein. Spanien ist berühmt für eine Gastfreundschaft, wie man sie in den orientalischen Völkern findet, und bei dieser Geste muss es sich um eine Tradition im aufmerksamen Umgang mit den Gästen gehandelt haben. Ich aß weiter, denn ich hatte immer noch schrecklichen Hunger. Von Zeit zu Zeit schaute ich hinüber zum *marqués*, lächelte und sagte:

- „Vielen Dank, *Señor marqués*.“

Damit wollte ich ihm mitteilen, dass er sich nicht mehr die Umstände machen müsse. Er hingegen fuhr fort mit der Massage. Ich schätzte, dass die *marquesa* vielleicht das Gleiche bei John tat. Später jedoch fand ich heraus, dass John niemand massiert hatte. Der *marqués* fragte mich:

- „Wissen Sie, dass die Kathedrale in Sevilla die Größte auf der Welt ist?“
- „Das war sie, aber nun ist sie es nicht mehr.“

Ich erinnerte mich daran, dass man den Unterbau der Kathedrale von Saint John in New York, die nach dem Vorbild der Giralda konstruiert wurde, einen Meter breiter gebaut hatte, um der sevillanischen Kathedrale den Ruf streitig zu machen. Als der *marqués* das hörte, hielt er überrascht einen Moment lang inne.

Kurz darauf fuhr er mit seiner Massage fort. Er wollte nicht, dass Sevilla eine ihrer außergewöhnlichen Qualitäten verliere und erwiderte, dass der Turm der Kathedrale, weltweit der Einzige wäre, den man zu Pferde besteigen könne. Das erschien mir nun doch etwas unglaublich. Wie soll es möglich sein, dass ein Pferd so viele Stufen hinaufsteigt? Der *marqués* erklärte mir, dass es keine Stufen, sondern eine Rampe aus verhärteter Erde gäbe.

- „Und wer steigt dort zu Pferde hinauf?“, fragte ich.
- „Ach, niemand. Ich glaube, dass niemand seit der Zeit von Abd ar-Rahman hochgestiegen ist. Wieso?“

Als ich ihn das sagen hörte, stieg in mir die unglaublich große Lust auf, dort hinauf zu steigen. Ich war Feuer und Flamme mit der Idee. Du weißt ja wie ich bin. Wenn ich die Giralda zu Pferde besteige, dachte ich, würde ich etwas tun, das niemand

seit Abd ar-Rahman getan hatte. Die Frage war, woher ich ein Pferd bekommen würde. Seitdem ich in Spanien bin, träume ich davon einmal reiten zu gehen. In dem Land mit den meisten Reitern Europas erscheint es vollkommen normal.

Beim Verabschieden, bevor wir das Haus des *marqués* verließen, bedankte ich mich für jede freundliche Geste, wie es sich in Amerika ziemt. Ich bedankte mich für das Gespräch, für das Essen und auch für die „Massage“. Als er das hörte, sah ich, dass seine bleiche Stirn rot wurde. Daraufhin schaute ich die *marquesa* an und bemerkte, dass sie etwas blasser geworden war. Die anderen verstanden es nicht. Ich bin mir auch nicht sicher, ob ich es verstand. Aber in jedem Land muss man die Sitten und Bräuche respektieren.

Wir brachen auf und ich fuhr mit Misses Dawson, die die Eleganz jenes Anwesens mit Lob überhäufte, nach Alcalá. „Ich habe mich schon immer mit dem Adel und auch mit der unteren Bevölkerungsschicht verstanden, aber die Mittelschicht reizt mein Nervenkostüm“, sagte sie.

Vielleicht weil wir Amerikaner alle aus der Mittelschicht kommen? Aber ich will gar nicht mit solchen Hypothesen anfangen, denn das würde die Freundschaft mit dieser Frau nur erschweren. Keine Frage, sie verhält sich mir gegenüber sehr gut.

Die Nichte von Misses Dawson, die in Córdoba war, ist angekommen. Sie ist in meinem Alter und kennt gerade einmal zehn Wörter auf Spanisch. Das Schlimmste ist, dass sie andauernd mit allen Spanisch sprechen will. Natürlich versteht sie keiner.

Gestern waren wir auf einer *tea party* für die Dawsons, die ihre Freundinnen aus Sevilla organisiert hatten. Es waren viele junge Leute anwesend und die Party war ein Erfolg, wenn auch nicht für mich. Ich glaube immer noch, dass ein Misterium hinter den Eigenheiten dieser Menschen steckt, insbesondere hinter der Schamesröte und dem Erblassen der Männer. Stell dir vor was passierte. Es gab weder eine Kniemassage, noch wurde jemand rot, aber es geschahen nicht weniger seltsame Dinge. Zuerst einmal muss ich sagen, dass der Star der Party die Nichte von Misses Dawson war. Wieso? Du wirst es kaum glauben. Wegen ihrer Art Spanisch zu sprechen. Ich sagte ja bereits, dass sie nicht mehr als zwei duzend Wörter kennt auf Spanisch und sie außerdem falsch verwendet. Nun gut, wir waren also in einem riesengroßen Zimmer mit zwei geöffneten Balkonen. Zwei junge Männer fingen an genauer zu überprüfen, wieviel Spanisch sie denn konnte und das Mädchen begann ihre Sätze wie ein Einfaltspinsel aufzusagen: „Mein Vater ist alt; meine Mutter blond; meine Schwester klein; meine Nachbarin

wunderschön...“, und ähnliche Sachen. Ein Junge, der mir - glaube ich - den Hof macht, der mir jedoch nicht gefällt, weil er kein Zigeuner ist (ich sollte die Zeit nutzen und wenn ich eine Romanze habe, dann mit einem Zigeuner, der mir hilft diese Welt zu verstehen) fragte mich:

- “Und Mrs. Dawson? Was ist Mrs. Dawson?”

Das Mädchen antwortete

- “*Ella es una tía.*” Was übersetzt bedeutet, dass sie eine Tante ist.

Alle Männer brachen in Gelächter aus. Einige junge Frauen erröteten. Diesmal war sie damit dran, Leute zum Erröten zu bringen.

- „Sie sagt, dass sie eine *tía* ist?“, fragte mein Verehrer.

- „Ja. *Es una buena tía*<sup>7</sup>.“

Einige Jugendliche schienen vor Lachen zusammenzubrechen. Das Mädchen war begeistert und ich verstand einfach nicht, was vorging. Dieses Mädchen musste ganz schön viel Charme haben, um so viel Erfolg mit solchem Blödsinn zu haben. Oder viel Anziehungskraft oder *sex appeal*.

Kurz darauf entdeckte ich eine Gitarre in einer Ecke, schnappte sie mir und begann sie zu stimmen. Wie du weißt, spielte ich ein paar Romanzen und andere mexikanische Lieder, die wir damals in jenem wunderbaren Sommer 1951 in Jalisco lernten. Als die jungen Männer mich mit der Gitarre sahen, kamen sie zu mir. Ich ließ mich ein Weilchen darum bitten zu spielen und wies darauf hin, dass ich nur mexikanische Lieder konnte, aber das Mexikanische gefiel ihnen, das meinten sie zumindest. So fing ich also an jenes alte Lied zu spielen und zu singen, in dem es heißt

*Ich schüttel dich,  
schwarze Natter  
Und du tust mir nichts,  
schwarze Natter,  
und ich mache dich betrunken,  
schwarze Natter,  
und du tust mir nichts,  
und ich provoziere dich,  
schwarze Natter,  
und du tust mir nichts, schwarze Natter*<sup>8</sup>...

---

<sup>7</sup> *Tía buena*: attraktive Frau.

(Ich will mich ja nicht rühmen, aber ich sang das Lied ziemlich gut). Erinnerst du dich an dieses Lied? Darin werden über fünfzig verschiedene Dinge über die schwarze Natter gesagt, wobei immer wieder das Wort „schwarze Natter“ wiederholt wird. Als ich es zwei- oder dreimal wiederholte, begannen alle sehr ernst zu werden. Dieses Mal wurden sie nicht rot, sondern erblichen. Einige distanzieren sich, gingen zum Klavier und legten ihre geöffneten Hände darüber. Andere eilten zur Tür und drückten ihren Zeigefinger und den kleinen Finger gegen den Drehriegelverschluss aus Metall. Als sie merkten, dass ich weiter sang, starrten sie mich an, als wäre ich ein Monster und begannen das Zimmer zu verlassen.

Es schien als würde jemand all diesen Leuten das Blut aus den Adern saugen, während ich sang. Sodass, als ich fertig war, nur noch die Amerikaner übrig waren. Schrecklich oder? Die Nichte von Mrs. Dawson trifft keine Schuld, aber als wir gingen, bemerkte ich, dass sie sich freute, was mich an das „perfide Albion“ erinnert. Vielleicht aber bin ich auch unfair und rede aus Groll. Oder, wie man hier zu sagen pflegt, die Wunde ist noch nicht verheilt.

Ich war bei einem Stierkampf, der mir ziemlich langweilig vorkam. Die Stierkämpfer erschienen in zahlreichen Reihen, eingehüllt in farbige Decken mit gold- und silberfarbenen Rändern. Sie mussten höllisch warm gehabt haben. Trotzdem trugen sie die Decke eng um die Nieren gebunden. Ich weiß nicht, wie sie das aushielten mit der Hitze hier in Sevilla. (Eine wahrlich obszöne Hitze).

Während sie umherschritten, spielte die Musikkapelle einen Marsch; doch die Stierkämpfer folgten nicht einmal dem Rythmus, was einen ungeschickten und undisziplinierten Eindruck machte.

Vorweg ritt ein Reiter zu Pferde.

Hier wird - ehrlich gesagt - nicht viel Wert auf Disziplin gelegt. Nicht nur beim Stierkampf, sondern auch bei anderen Dingen. Endlich erschien der Stier. Unten in der Arena, was man hier *ruedo* nennt, standen mehr als fünfzehn Leute dem armen, wehrlosen Stier gegenüber. Und das Tier griff nie die Personen an – er war zu gütig und zu menschlich-, sondern nur die Tücher die man vor ihn hielt. Bei Stieren, die lediglich ein Tuch angreifen, könnte jeder Stierkämpfer sein, meinst du nicht? Ich würde das aber für kein Geld der Welt tun, obwohl man sagt, dass es Frauen gibt, die Stierkämpferinnen sind. Die Amerikaner, die mit mir dort waren, reagierten genauso

---

<sup>8</sup> Die Schlange gilt als Symbol des Unheils im Aberglauben der Zigeuner.

wie ich. Vielleicht weil bei uns alle Milch trinken und wir die sanftmütigen Kühe und ihre Männer lieben. Hier hingegen trinken nur die Babys Milch. Wie dem auch sei. Ich habe Grund zur Annahme, dass Mrs. Dawson der Stierkampf gefiel. Es verwundert mich nicht, denn schließlich ist sie Schottin und grausam. Bei Gott, erzähl das bloß nicht in Lake Forest! Ich mag es nicht zu lästern. Obwohl Mrs. Dawson in Edinburg und du in Lake Forest und ich in Alcalá de Guadaira (Sevilla) leben, verbreiten sich schlechte Nachrichten immer in windeseile.

Ich habe deinen Brief und die Fotos von Lake Forest erhalten. Entzückend! Ich hoffe, dass ich diesen Brief in den nächsten Tagen einwerfen kann. Ich möchte, dass er zwanzig Seiten lang wird und dem Brauch, den wir 1951 einführten, um von unseren Reisen zu erzählen, folgt. Erinnerst du dich?

Gestern kaufte ich auf der Straße etwas, das man hier *buñuelos* nennt. So eine Art Krapfen. In Alcalá werden sie jeden Tag gebacken. Ich kaufte drei und als ich die Verkäuferin nach dem Preis fragte, antwortete sie:

- „*Seis reales, señorita.*“

Ich weiß nicht was sechs *reales* sind. Ich schaffe es einfach nicht, die volkstümlichen Weisen das Geld zu zählen zu verstehen. Sobald es sich um etwas Anderes als Peseten und Zent handelt, bin ich verloren. Mit den Zigeunern, die in *beatas* rechnen, will ich nicht verhandeln. Ich lasse Mistress Dawson bezahlen und frage sie dann wieviel ich ihr schulde, um es ihr zurückzuzahlen. Die Verkäuferin der *buñuelos* sah mich erstaunt an, als dachte sie: „Sie weiß nicht, was sechs *reale* sind und läuft ganz alleine durch die Welt?“

Die *buñuelos* schmecken sehr gut, aber ich weiß nicht, wie ich sie dir beschreiben soll. Ich glaube, dass sie in den Vereinigten Staaten gut ankämen, wenn man sie mit einer Creme oder Früchtekompott füllen würde und sie aus hygienischen Gründen in Aluminiumfolie einwickeln würde. Also, ich würde sagen, dass ein *buñuelo* etwas ist, in das man hineinbeißt und dann ist gar nichts darin. Letzteres ist das, was einem missfällt.

Gestern passierte mir etwas wirklich Tragisches. Es gab eine offizielle Feier in unserer Universität unter dem Vorsitz des Rektors, ehrlich gesagt ein wenig athletischer Mann, dessen Rede den wichtigsten Teil des Programmes ausmachen sollte. Er sprach sehr gut, wenn er auch für meinen Geschmack zu viel mit den Händen gestikuliert, und danach standen alle auf und applaudierten. Da ich meinen Entusiasmus auf

amerikanische Art und Weise zeigen wollte, steckte ich mir zwei Finger in den Mund und piff zwei-, dreimal mit aller Kraft. Du kannst dir nicht vorstellen, was geschah. Alle verstummten und drehten sich zu mir um. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich all diese Leute zum Feind hatte. Es herrschte eine große Stille und man konnte sogar eine Fliege schwirren hören. Später näherten sich mir zwei Professoren und notierten die Daten meiner Ausweispapiere. Mistress Dawson war bei mir und, das muss ich ihr zugestehen, verhielt sich mir gegenüber sehr nett. Ich erklärte, dass man in Amerika pfeift, um dem Applaus noch mehr Nachdruck zu verleihen. Daraufhin fragte mich ein Professor lächelnd:

- „Das bedeutet, dass ihnen die Rede des Rektors gefallen hat?“

Ich konnte die Blicke, die man mir einen Moment zuvor zugeworfen hatte, nicht vergessen und entgegnete trocken, dass ich mich weigern würde zu antworten, ohne vorher mit meinem Konsul gesprochen zu haben. Da erschienen alle verletzt und freundlich und schauten mich voller Sympathie an. Ich denke nicht, dass der Zwischenfall meine Prüfungen beeinflussen wird. Im Grunde sind diese alten Männer, egal ob errötet oder bleich, alle sehr höflich. Wenn es auch eine Zeit braucht, bis man sie versteht.

(Ich wiederhole, dass Mrs. Dawson sich diesmal sehr nett mir gegenüber verhalten hat. Man bekommt zurück, was man gibt.)

Wie du siehst, schicke ich dir viele Neuigkeiten. Obwohl ich nichts gegen die Nichte von Mrs. Dawson habe, wäre es nicht unbedingt die Person, mit der ich auf einer einsamen Insel leben wollte. Erstens ihres schottischen Akzentes voller „R“ wegen. Und dann ihre Art sich den Zigeunern gegenüber zu verhalten. Sie ist wie ich der Meinung, dass die Zigeuner das Salz der Erde sind. Aber sie weiß nicht mit ihnen umzugehen; das heißt, sie sieht sie wie eine leidenschaftliche Leserin von Borrow. Und sie wundert sich zum Beispiel, dass sie lügen... Also, ich meine, sie lügen nicht, denn sie betrügen wirklich niemanden mit ihren Lügen. Aber sie schmeicheln der ganzen Welt auf eine, für manche englische Puritaner, denen die Zigeuner nur in der Poesie von Lorca gefallen, sehr offensive Art und Weise.

Letztens waren wir in meinem Café, als sich uns eine Zigeunerin näherte. Sie sagte zu meiner Freundin:

- Na komm, *condesita*, lass mich dir die Zukunft vorhersagen.

Meine Freundin wollte, dass ich ihr jene Worte übersetze, aber ich verkniff mir das mit der *condesita*. Sie merkte es jedoch, sodass ich ihr erklärte: „Naja, also sie hat dich Gräfin genannt; aber das machen hier alle. Sie schmeicheln stets der ganzen Welt. Einen Soldat nennen sie Oberst, einen Pfarrer Erzbischof.“ In diesem Moment drehte sich die Zigeunerin zu mir und sagte:

- „Sprich Klartext, goldenes Vögelchen aus Kalifornien, sodass ich dich verstehen kann.“

Meine Freundin sprach sie wieder mit „Gräfin“ an und mich mit „goldenes Vögelchen“. Ich bevorzuge es ehrlich gesagt, dass man mich „goldenes Vögelchen“ nennt, denn die aristokratischen Titel gelten in Amerika als veraltet und blödsinnig. Die Schotten jedoch denken anders. Meine Freundin war so zufrieden, dass sie der Zigeunerin ein Fünfpesetenstück gab. Ich erklärte ihr, dass die gleiche Zigeunerin mich einmal Kaiserin genannt hatte, – und wenn ich es meiner Freundin gleich täte, hätte ich ihr hundert Peseten geben müssen - dass wir nun jedoch Freundinnen seien und sie mich nur noch „Sternchen der Morgendämmerung“ oder sowas in der Art nennen würde. Ich weiß nicht, ob meine Freundin mir zuhörte. Die Sache ist die, dass sie mich ein wenig wie ihre Hostess behandelte. Auf Spanisch ist das ein schönes Wort: *azafata*. Das Wort habe ich in einem Gespräch mit der *marquesa* von Estoraque gelernt. Es bedeutet „die Dame, die die Königin kleidet“.

Wie du siehst, erhalte ich allmählich Zugang in das sevillanische Leben, aber mein Interesse gilt mehr den Zigeunern als den *marqueses*. Was könnte aus anthropologischer Sicht an einem *marqués* interessant sein? Kannst du mir das sagen?

Mrs. Dawson hat ihre Freundinnen aus der Villa zu einem *pic nic* eingeladen, um sich für die Einladung damals, an diesem unglücklichen Tag, an dem ich das Lied der Schlange sang, zu revanchieren. Sie hat mich gebeten, ihr ernsthaft zu versprechen, nichts zu singen. Ich weiß auch nicht wieso. Ich habe nie mit meinen Gesangskünsten geprahlt und mich auch nicht für eine Künstlerin gehalten. Ich singe ja auch nur sehr selten und im Kreise meiner Freunde. Es gibt nichts Schrecklicheres, als diese alten Frauen, die den ganzen Abend lang Arien, Romanzen und Balladen singen und dabei wie Strauße ihre Hälsen strecken, während ihre Gäste versuchen, das Gähnen zu unterdrücken. Ich spiele damit nicht auf deine Tante Mrs. Davis an, die wenigstens die Stimme eines Engels hat und heiter verkündet, dass sie zwei Noten höher singt, als eine Grille.

Wie dem auch sei, ich glaube, dass ich nicht so fügsam war, wie es Mistress Dawson gerne gehabt hätte. Ich sagte ihr, dass, wenn ich Lust hätte zu singen, dann würde ich singen und es gäbe nichts, was mich davon abhalten könne. Außerdem erklärte ich, dass ich Bürgerin eines freien Landes sei und wir vor vielen Jahren aufgehört hätten, eine Kolonie Englands zu sein. „Zu eurem Unglück“, antwortete sie. Was sagst du dazu? Später wurde Mistress Dawson klar, dass sie unverschämt gewesen war und kam, um sich zu entschuldigen.

Ich freue mich sehr, denn ich habe es geschafft ein Pferd zu bekommen, um die Giralda zu besteigen. Das war nicht gerade einfach. Aber ich will dir von der Feier von Mrs. Dawson berichten, denn sie bietet viel Erzählstoff. Sie beging einen riesengroßen Fauxpas, obwohl ich sie rechtzeitig darauf aufmerksam machte. Sie ist ja schließlich nicht blöd.

Das *pic nic* fand drei Meilen von der Stadt entfernt, am Rande des Flusses, an einem wunderschönen Ort, statt. Wenn ich es jemals bereut habe, nicht mit dem Kunstunterricht in der Universität weitergemacht zu haben, dann dort, angesichts dieser Landschaft. Der Fluss hatte wenig Wasser, aber war ziemlich breit. Am gegenüberliegenden Ufer gab es einen Ausschank, den sie *Cernijón* nannten, ein Ort, an den die Nachtschwärmer zum Trinken kommen und um sich zu prügeln. Sie betreiben auch einen seltsamen Sport, den sie *jumera*<sup>9</sup> nennen und von dem man mir vage erzählt hat. Es geht darum, *la jumera* zu erlangen, was wohl eine Art Ball sein muss.

Mrs. Dawson beging einen so großen Fehler bei dem *pic nic*, dass ich den ganzen Nachmittag über damit verbrachte, mich zum Sterben zu schämen und aller Welt zu erklären, dass sie Engländerin und ich Amerikanerin sei und dass wir verschiedene Sitten und Ursprünge hätten. Also, dass man uns nicht verwechseln solle. Der Fehler bestand darin, dass sie keine anderen Getränke als kalte Milch und Limonade mitbrachte. Die Männer waren perplex. Aus den Konsequenzen dieses Vorfalls resultierte jedoch, dass ich nun ein Pferd habe, um Morgen den Turm der Kathedrale zu besteigen. Meine Erinnerungen sammeln sich an und ich würde am Liebsten alles auf einmal erzählen. Stell dir vor, was passierte.

Es waren mehr als dreißig Gäste eingeladen, die in sechs oder sieben Autos kamen. Das Essen war gut, darüber kann ich wirklich nichts sagen. Aber es gab halt

---

<sup>9</sup> *Jumera*: Alkoholrausch.

keinen Wein. Als ich Mrs. Dawson darauf aufmerksam machte, hob sie sie Nase und sagte, dass es eine Frage der Prinzipien sei.

- „Ich habe sie Wein trinken sehen im Hause des *marqués*“, sagte ich.

Sie gestand, dass sie ein Glas trinken würde, wenn sie eingeladen war, weil sie es nicht mochte, sich fehl am Platz zu fühlen und aufzufallen. Sie würde jedoch ihren Gästen nie Wein anbieten. Die eingeladenen Jungen nahmen die Sache mit Gelassenheit, wenn sie auch Blicke austauschten und flüsternd ein paar Worte wechselten. Drei oder vier von ihnen machten witzige Kommentare mit einer Art mörderischem Unterton. Ich konnte nicht anders als zu lachen. Ob dies, oder das, und ob Mrs. Dawson uns zum Ufer des Flusses gebracht hätte, damit wir alle Durst erleiden und andere Dinge.

Es waren ein paar sevillanische Mädchen da, die auf ihren hohen Schuhen gazellenähnliche Schrittmachen. Wie ich schon einmal zu dir meinte, erscheint mir dieser Gang der Spanierinnen ein bisschen zu weiblich. Die Nichte von Mrs. Dawson hingegen glaubt, dass die Bewegungen der Spanierinnen beim Gehen ganz reizend sind und dass wir Amerikanerinnen wie Soldaten der Infanterie oder wie Maurer marschieren. Diese Meinung habe ich schon mehrfach gehört und ich teile sie keineswegs.

Letztendlich entschieden ein paar Jungen, dass sie Lust auf ein wenig Wein hätten und schlugen vor, zum Ausschank *Cernijón* zu gehen. Einer sprach davon, den Fluss zu durchwaten. Als sich Mistress Dawson ihres Fauxpas bewusst wurde, besprach sie sich mit ihrer Nichte, welche ja schließlich alles mit den Zigeunern regelt und meinte, dass es ein Lager von *calés* – so nennen sich die Zigeuner unter einander und uns nennen sie *payos*, Nichtzigeuner- in der Nähe gäbe, und dass man dort Esel mieten könne. Auf einem oder zwei Eseln könnten diejenigen, die am dringendsten Wein bräuchten, den Fluss trockenen Fußes durchqueren. Ohne zu sagen worum es ging, fragte Mrs. Dawson selbst, wieviele zum Ausschank gehen wollten. Es waren vier Jungen, ein Mädchen und ich, also sechs. Die Schottin und ihre Nichte gingen zum Lager und mieteten einen Esel. Die gute Frau sagte, taktlos wie sie ist, dass der Esel länger sein müsse, da er für sechs Personen wäre. Du hättest den alten Zigeuner sehen müssen, wie er die zwei Frauen messerscharf anblickte.

Der arme Mann konnte es einfach nicht fassen:

- „Was wolle sie, *Señora*? Die *Señora* täusch sich. Was die *Señora* sucht ist eine Straßebahn.“

Mrs. Dawson blieb hartnäckig. Die Zigeuner zeigten ihr, dass es keinen so langen Esel gab und schlugen ihr vor zwei zu mieten. Der älteste Zigeuner sah sie schief an und sagte zu einem anderen, der jünger war und neben ihm stand: „Diese *Señoras* sind die, die *malange*<sup>10</sup> aus Kalifornie bringe.“

- „Was bedeutet *malange*?“
- „*Mal vahío, Señora.*“
- „Was bedeutet *mal vahío*?“
- „Schlechtes Atem, *Señora*. Will heiße Unglück, *Señora*. Das Esel soll lang sei, soll für sechs sei. Das is eine Art zu sage, dass mein Seele verfluch is.“

Ich verstand auch nichts, aber später erklärten es mir meine Freunde im Ausschank. Es scheint, als könnten die Zigeuner alles im Leben tolerieren, außer eine negative Ausstrahlung auf andere. Sie glauben, dass wenn jemand mit *malange* lebt, dann bringt das eine Art Unglück. Der Zigeuner sah seine Esel voller Liebe an.

Du kannst dir nicht vorstellen, wie geizig Mrs. Dawson als gute Schottin, sein kann. Ich behaupte nicht, dass sie, was die großen Dinge angeht, nicht in der Lage ist, großzügig zu sein. Aber was die kleinen Dinge angeht, ist es nicht auszuhalten. Bevor sie ein Pfund ausgibt, denkt sie vierzehn Mal darüber nach, um sicher zu gehen, dass sie auch nicht einen einzigen Penny verschwendet. Letztendlich und gegen ihren Willen mietete sie die Esel und der Zigeuner selbst brachte sie ans Ufer, dorthin, wo wir alle waren. Da fragte ich ihn, ob er auch Pferde hätte und er antwortete mir „ja“.

- „Würden sie mir morgen eins leihen?“
- „Für wieviele Persone, wenn ich frage darf?“
- „Nur für mich.“

Und flüsternd fügte ich hinzu: „Ich komme nicht aus dem selben Land, wie diese *Señora.*“ Das beruhigte ihn, aber das Gespräch war noch nicht zuende. Der Zigeuner war dürr und schaute mit mörderischem Blick um sich herum. Ich weiß auch nicht wieso. Schließlich verstand ich, dass er die Körbe mit den Flaschen suchte. Er sagte, dass eine Dürre in der Luft läge und dass ihm ein Schlückchen Wein gut tun würde. Ich antwortete ihm, dass es keinen Wein gäbe und dass jene *Señora* Dawson lediglich Milch und Limonade hätte.

- „Gehts ihnen nich gut?“, fragte er ernst.

---

<sup>10</sup> *malange*: in Zigeuner-Sprache etwa „schlechte Laune“.

Ich versicherte ihm, dass mit uns alles in Ordnung wäre und er, wenig überzeugt, entgegnete: „Da freu ich mich.“ Wir sprachen wieder über das Pferd und dass ich es für den nächsten Tag bräuchte.

- „Was für eine Art Pferd können sie mir anbieten?“, fragte ich.
- „De Tierchen is zahm, wie eine Lämmchen in de Krippe. Aber, mein Gnädigste, wofür wolle sie die Pferd, wenn ich frage darf?“
- „Um auf die Giralda zu steigen.“
- „*Señora*, glaube sie, dass die Pferd ist ein Storch?“

Daraufhin erklärte ich ihm, dass ich nicht vorhätte zu fliegen, sondern dass es im Inneren des Turmes eine Rampe aus Erde gäbe, anstelle von Stufen und dass man zu Zeiten von Abd ar-Rahman ohne Schwierigkeiten zu Pferd dort hinaufstieg, bis zum Minarett. Ich würde das Gleiche tun, wie damals zu Zeiten von Abd ar-Rahman. Ich alleine.

- „Abd ar-Rahman war vor de Krieg?“
- „Ja, klar.“
- „War das diese *Señor* aus ihre Familie? Ohne ihne zu nahe zu trete.“
- „Nein, das war vor mehr als tausend Jahren.“

Der Zigeuner, voller Misstrauen, sagte, dass er sich über den Boden aus verhärteter Erde in der Giralda informieren würde und mir dann eine Antwort gäbe.

Wir gelangten auf zwei Eseln an das andere Ufer des Flusses. Die Jungen luden uns auf eine *manzanilla* ein und eine Stunde später waren wir wieder zurück. Mrs. Dawson hatte ihren Fauxpas gut korrigiert und fügte der Feier mit den Eseln einen pittoresken *touch* hinzu. Wie du merkst, Betsy, bin ich nicht ungerecht mit ihr.

Als die Jungen schon einiges getrunken hatten, machten wir uns wieder auf den Weg und einer von ihnen sagte, er wolle mein Stallbursche sein und dass er den Fluss zu Fuß durchqueren und meinen Esel am Halfter führen würde. Auf den einen Esel hatten sich vier Personen gesetzt und auf meinem saß nur ich mit einem zwei Jahre alten Kind, das mir eine Zigeunerin anvertraut hatte, um es seiner Mutter zu bringen, die in dem Lager war. Da ritt ich also mit dem Kind auf meinem Schoß. Vorweg watete ein bisschen wankend, des Weines wegen, mein Stallbursche mit hochgekremelter Hose, dem das Wasser bis zu den Knien reichte. Die anderen riefen:

- „Ihr seht ja aus wie die Heilige Familie.“
- „Hört auf damit, Kinder, sonst kniet das Tierchen noch nieder.“

Und es stimmte, der Unebenheiten im Flussbett wegen. Das heißt, der Esel kniete sich nicht nieder, aber er machte Kniebeugen.

Letztendlich kehrten wir zurück auf die Seite des Flusses, wo Mrs. Dawson war. Der Zigeuner hatte zwischenzeitlich herausgefunden, dass ich Recht gehabt hatte, was die Rampen aus Erde in der Giralda anging. Er hatte nichts dagegen einzuwenden, mir das Pferd zu leihen, unter zwei Bedingungen. Er würde mir das Tier am Fuße des Turmes übergeben und dort warten, um es abzuholen, sobald ich heruntergestiegen wäre. Außerdem solle niemand außer mir auf ihm reiten. Er verlangte zehn Peseten und ich versprach ihm fünfzehn, was den Zigeuner etwas stutzig zu machen schien. Am nächsten Tag sollte das Abenteuer stattfinden. Ich wollte die einzige Frau sein, die die Giralda zu Pferde bestiegen hatte, zumindest seit der Zeit von Abd ar-Rahman.

Mrs. Dawson sagte, dass ich ein extravagantes Bild einer amerikanischen Frau sei. Ihre Nichte vermeidet es darüber zu sprechen. Aus Neid, natürlich,

Also dann, hier hast du mich. Ich bin eine historische Frau, mit „o“, nicht mit „e“. Historisch (bitte nicht hysterisch). Der Junge, der gestern mein Stallbursche war und der mir ziemlich gut gefallen hat, kam, um Fotos von mir zu machen; von unten jedoch sieht man den hinauf gestreckten Kopf des Pferdes kaum. Der Stallbursche wollte mich bis oben begleiten und ich wusste nicht, was ich ihm entgegen sollte. Ich fragte eine sevillanische Freundin und sie antwortete mir, dass ich sein Angebot für nichts auf der Welt annehmen solle und dass, falls der Junge darauf bestünde, ich ihm sagen solle, dass, um mit mir auf den Turm zu steigen, er vorher in der Kapelle vorbeischaun müsse. Ich folgte ihrem Rat. Der Junge wurde bleich, wie ein Blatt Papier und sagte nichts mehr.

Es scheint so, als würde dieser Junge mir den Hof machen, aber da er kein Zigeuner ist, wäre eine Romanze mit ihm kaum von Nutzen. Er blieb also unten und ich stieg hinauf.

Ich habe etwas Denkwürdiges getan. Ist es nicht wunderbar? Bist du nicht stolz auf mich? Stell dir vor, wie es war. Zur abgemachten Zeit waren die beiden Zigeuner mit dem angeschrirten Pferd unten. Sie warteten in dem kleinen, mit Steinen gepflasterten und von Orangenbäumen umgebenen Hof, dort, wo sich der Eingang des Turmes befindet. Hinter dem linken Ohr des Pferdes steckte eine Nelke. Der Zigeuner sagte:

- „Hier. Ich bringe ihn die Pferd. Es mehr gut aussehen, als der König Salomon.“

Ich trug einen in der Mitte geschlossenen Tennisrock und stieg auf das Pferd. Zitternd vor Aufregung gelangte ich in das schattige Innere des Turmes.

Ich hörte den Klaps, den der Zigeuner König Salomon auf die Hinterbacke gab. Das Tier stieg ein wenig nervös hinauf. Ich musste mich nach vorne beugen, denn die Rampe war sehr steil. Ich sage die Wahrheit, Betsy. Als ich dachte, ich wäre schon sehr weit oben, hatte ich ein bisschen Angst. Aus einigen maurischen Bogenfenstern, die sich *ajimeces* nennen, blickte ich hinunter auf die Straße und sah die kleinen Orangenbäume und die Menschen, die kamen und gingen, die so klein wie Flöhe erschienen. Auch sah ich meinen Stallburschen, der hinaufblickte wie ein *payo*, also wie ein Nicht-Zigeuner. All die Umdrehungen in der Dunkelheit machten mich ein wenig schwindelig. Der Name des Turmes - Giralda - ist davon abgeleitet. Das Verb *girar* bedeutet „sich drehen“ und genau das muss man machen, um dort hinaufzusteigen. Die kleinen Türme werden Giraldillas genannt, was der Diminutiv von Giralda ist. Interessant, nicht wahr?

Endlich kam ich oben an. Das Pferd, das schweißüberströmt war und sich schon daran gewöhnt hatte, sich um die Achse des Turmes zu drehen, hörte auch, als wir das Minarett erreichten, nicht mit den Umdrehungen auf. Ich konnte innerlich den Stolz kaum aushalten. Wie wunderbar ist es doch etwas Großartiges zu tun, Betsy! Da war ich nun, hoch oben auf dem Turm auf meinem Pferd, das leicht die Säulen des letzten Minaretts mit dem Kopf streifte. Zehn Jahrhunderte schauten vom Himmel auf mich herab und von der Erde schaute mein Stallbursche zu mir herauf. Aber ich sagte dir ja bereits, dass der Stallbursche kein Zigeuner ist.

Die Wände waren voller Markierungen und Namen. Ich entdeckte einen Schriftzug auf Englisch, was mich empörte, und der lautete: „*Tim loves Mary.*“ Ganz schön *anticlimax*. Aber ganz ehrlich, von der Spitze meines historischen Bewusstseins aus, fühle ich mich wie ein neuer Mensch und den anderen überlegen. In diesem Moment schwebte ich auf den Wolken. Ich fühlte mich wie ein mittelalterlicher, arabischer oder jüdischer Engel zu Pferde, der seinen Platz zwischen den Wesentlichkeiten des Himmels sucht.

Ich hätte den ganzen Tag dort bleiben können, aber mein Stallbursche wurde ungeduldig und so beschloss ich hinunterzusteigen. Das war nicht so einfach wie der

Aufstieg. Als das Pferd in den steil abfallenden Tunnel gelangte, hatte ich das Gefühl ich würde vorwärts über die Ohren hinunter fallen. Daraufhin zog ich an den Zügeln bis sich das Tier seitlich stellte und als es schräg zu der Rampe stand, drehte ich mich auf dem Sattel um und setzte mich verkehrt herum. Wenn gleich es etwas merkwürdig war, ging es auf diese Weise viel besser. Außerdem sah uns ja niemand. So stiegen wir also weiter hinab, ich mit dem Rücken zum Kopf des Pferdes und auf seine Hinterbeine gebeugt.

Wir erreichten den kleinen steinernen Innenhof, wo die Zigeuner warteten. Als mich der Älteste erblickte, begann er Flüche vor sich hinzunuscheln. Der andre half mir vom Pferd hinabzusteigen. Der alte Mann jedoch hörte nicht auf vor sich hin zu murmeln:

- „Ich wusste, dass die mit de Pferd irgendwas Irres mache würde. In meine ganze Lebe hab ich noch nie ein böse Geist gesehen, wie die, die aus Kalifornie komme. Die eine wolle eine lange Esel für sechs Persone und die andere reite verkehrt herum auf de Pferd. Verdammt sei de Brücke von Triana.“

Ich entgegnete ihm, dass es keine andere Möglichkeit gäbe zu Pferde von der Giralda hinabzusteigen und dass Abd ar-Rahman höchstwahrscheinlich auch auf diese Weise vom Turm hinuntergestiegen sei. Der Zigeuner gestikulierte und bat mich inständig:

- „Erzähle sie bloß keine Lüge über de *Señor* Armel-Rahman, Fräulein.“

Sollte dieser Name wohl auch Pech bringen? Ehrlich gesagt, mag ich die Zigeuner, aber manchmal erscheinen sie mir einfach zu eigenartig.

Ich gab ihnen ihr Geld und sie machten sich eilig davon, ohne sich zu verabschieden und ohne mich noch einmal anzusehen. In diesem Moment erschien mein Stallbursche und lud mich zum Essen im Ausschank *Cernijón* ein. Ich war hungrig. Meine Abenteuer machen mich immer hungrig.

Wir gingen hinüber und gelangten in einen separaten Speiseraum, den wir für uns alleine hatten. Es war wirklich sehr *cozy*. Mein Stallbursche ging hinaus, um Wein zu bestellen. Er hatte seine Jacke ausgezogen und als er sie über einen Stuhl gehangen hatte, fiel ein Buch, das er in der Jackentasche trug, heraus. Ich hob es auf und öffnete es. Es war kein Buch, sondern ein Heft mit festem Einband. Darin stand in großen Buchstaben geschrieben der Satz “Ich liebe Sie”, auf Englisch, Französisch, Deutsch,

Italienisch, Griechisch, Niederländisch, Schwedisch und sogar auf Russisch. Am Rande eines jeden Satzes war die phonetische Aussprache auf Spanisch notiert.

Mein Stallbursche kehrte zurück und überrascht und glücklich verkündete ich ihm:

- „Wie schön! Ich wusste nicht, dass sie sich auch für die modernen Sprachen interessieren. Es scheint so, als seien wir Kollegen.“

Er sah das Heft in meinen Händen und lief rot an, wie ein gekochter Krebs. Ich sage es dir, ich werde diese Spanier nie verstehen. Aber andererseits sind sie wahre Kavaliere und sehr freundlich und zuvorkommend.

Mein Stallbursche wurde rot, wie ein Grünschnabel. (In Klammern, ich habe beschlossen meine Doktorarbeit über die Zigeuner zu schreiben, da das Thema es erlaubt sowohl anthropologische, als auch historische und linguistische Elemente zu bearbeiten. Was hältst du davon?)

#### **4. Einführung in die translationswissenschaftlichen Theorien**

Bevor ich beginne, den Übersetzungskommentar nach der im Artikel von García Álvarez vorgestellten Methode (2008) auszuarbeiten, möchte ich einen Einblick in die theoretische Grundlage des analytischen Forschungsteiles dieser Arbeit geben. Außerdem möchte ich erläutern, wieso eine globale Betrachtung des ZTs und eine strukturierte Analyse der Übersetzungsprozesse von Bedeutung sind.

##### **4.1 Theoretische Ansätze für eine fundierte Ausgangs- und Zieltextanalyse**

Die im Folgenden vorgestellten Theorien dienen als Grundlage für die Untersuchung des ATs und des ZTs. Die detaillierte Analyse des ATs ist deshalb von Bedeutung, als dass sie dazu dient, mögliche Schwierigkeiten für die Übersetzung im Vorfeld zu identifizieren. Außerdem bedarf es einer AT-Analyse, um sich für eine adäquate Übersetzungsstrategie zu entscheiden. Die behandelten Theorien, die in diesem Kapitel vorgestellt werden, werden im translatorischen Kommentar und in der Analyse als wissenschaftliche Belege für das jeweils zu untersuchende translatorische Problem bzw. Phänomen dienen.

Bevor der TRL mit seiner Arbeit beginnen kann, muss ihm klar sein, um was für eine Art von Text es sich beim AT handelt, was seine Funktion ist bzw. welche Intention des Autors sich hinter dem Text verbirgt und für wen der Text bestimmt ist. Dafür wurde

von Mentrup (1982) die sogenannte „pragmatische W-Kette“, welche auf der Lasswell-Formel (1948) beruht, eingeführt und für die übersetzungsrelevante Textanalyse verwendbar gemacht. Die „W-Fragen“ beziehen sich sowohl auf textexterne als auch auf textinterne Faktoren. Zu den textexternen Faktoren gehört unter anderem die Frage nach dem Sender und dessen Intention, sowie nach dem Rezipienten. Auch Fragen bezüglich des gewählten Mediums, des Ortes und der Zeit fallen unter die textexternen Faktoren. Zu den textinternen Faktoren zählt man die Frage nach dem Textinhalt und seinem Aufbau, nach der Lexik und der Syntax (Nord 2009<sup>4</sup>:40). Um vor der Anfertigung der Übersetzung Klarheit über den Texttyp und die jeweilige Funktion des Textes zu erlangen, wurden im Rahmen einer funktionalen Translationstheorie spezifische Modelle entwickelt. Das Zuordnen zu einem bestimmten Texttyp und einer determinierten Funktion ist deshalb von Bedeutung, als dass man davon ausgeht, dass „[...] Texte als Kommunikationsinstrumente in kommunikative Situationen eingebettet und somit Teil eines „kommunikativen Handlungsspiels“ sind [...]“ (Schmitt, 1976:22 in Nord, 2006<sup>2</sup>:144 in Snell-Hornby et al. (Hrsg.) 2006<sup>2</sup>). Damit der jeweilige Instrumentalcharakter des Textes beim Übersetzen erhalten bleibt und die vom Sender beabsichtigte Intention weitgehend transmittiert werden kann, bietet es sich an, im Vorfeld die Charakteristika des ATs auszumachen und seine Funktion zu bestimmen. Als Orientierungshilfe im Hinblick auf die Funktion eines Textes und in Bezugnahme zum Bühlerschen Organon-Modell (1934) unterscheidet Katharina Reiss (1971) in ihrer Texttypologie zunächst zwischen drei Texttypen. Dabei handelt es sich um den „inhaltsbetonten“, den „formbetonten“ und den „appellbetonten“ Texttyp (Stolze 2008<sup>5</sup>:112). Der „inhaltsbetonte“ Text zielt auf das Vermitteln von Information ab. Unter „formbetonten“ Texten versteht Reiss solche, bei denen die sprachliche Form dominiert. Der „appellbetonte“ Text soll eine außersprachliche Reaktion hervorrufen. Als vierten Texttyp nennt Reiss außerdem den „audiomedialen“ Text. Basierend auf dieser Beschreibung der möglichen Funktionen von Texten, erweiterte Reiss ihre Theorie und unterschied folglich zwischen drei Typen von Texten. Der informative, sachorientierte Text zielt auf das Vermitteln von Information ab. Als expressive, senderorientierte Texte werden solche bezeichnet, die einen Ausdruckscharakter haben, wie beispielsweise ein Roman wie „La Tesis de Nancy“. Der dritte Texttyp ist der operative, verhaltensorientierte Text, der eine Reaktion beim Rezipienten hervorrufen soll, wie z.B. eine Reklame (Stolze 2008<sup>5</sup>:113). Diese Differenzierung ist laut Reiss

ausschlaggebend für die jeweilige zu wählende Übersetzungsmethode, bei der die spezifische Funktion des Textes erhalten bleiben soll. Die Texttypologie von Reiss wird im translatorischen Kommentar für die Bestimmung der Makrofinalität des AT verwendet werden.

Neben Texttyp und Funktion spielt zudem der Übersetzungsauftrag eine wichtige Rolle. Mit Übersetzungsauftrag sind in diesem Kontext die „[...] Bedingungen der zielkulturellen Situation, für die übersetzt wird“ gemeint (Nord, 2006<sup>2</sup>:142 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). In diesem Zusammenhang unterscheidet Christiane Nord zwischen *dokumentarischer* und *instrumenteller* Übersetzung (1997). Beim dokumentarischen Übersetzen wird der AT als eine Art Dokument angesehen, das so genau wie möglich in der Zielsprache (im Folgenden mit ZS abgekürzt) rekonstruiert werden soll. Der ZT ist dabei eindeutig als Übersetzung identifizierbar. Folglich dokumentiert diese Art von Übersetzung eine Kommunikationshandlung in der Ausgangssprache (im Folgenden mit AS abgekürzt) für die Leser in der ZS, bezieht sie jedoch nicht direkt in das Geschehen mit ein (Nord 2002:32). Die instrumentelle Übersetzung hingegen ist nicht direkt als Übersetzung auszumachen. Der ZT wird mehr oder weniger an die Zielrezipienten angepasst, damit die Übersetzung „[...] als eigenständiges Kommunikationsinstrument in einer zielkulturellen Situation [...]“ funktioniert (Nord 2002:32). Ausgehend von diesen beiden Übersetzungstypen, lassen sich der dokumentarischen und der instrumentellen Übersetzung verschiedene Funktionen zuordnen. Die dokumentarische Übersetzung hat eine rein metatextuelle Funktion, d.h. die Übersetzung informiert über bestimmte Aspekte eines Textes. Die instrumentelle Übersetzung dagegen, hat unter anderem eine Darstellungs-, Appell- und Ausdrucksfunktion. In Anlehnung daran orientieren sich die von Nord vorgeschlagenen Übersetzungsmethoden jeweils an den Kriterien der beiden Übersetzungstypen. Bei der dokumentarischen Übersetzung wäre zum Beispiel eine wörtliche Übersetzung, eine Wort-für-Wort Übersetzung, eine philologische Übersetzung oder auch eine exotisierende Übersetzung anwendbar. Bei der instrumentellen Übersetzung hingegen liegt der Schwerpunkt auf der Beibehaltung der Funktion, die „konstant“, „variierend“ oder „korrespondierend“ (Nord 2002:34) sein kann und was nicht selten zu Adaptationen im ZT führt, um den gewünschten Effekt beim Zielrezipienten zu erzielen. Nords Unterscheidung zwischen dokumentarischem und instrumentellem Übersetzen wird im translatorischen Kommentar für die Darlegung der Auftragsanweisungen behandelt und wird zudem dazu dienen, die ideologischen,

kulturellen und informativen Umstände und/oder Unterschiede zwischen ZT- und AT-Rezipienten im Hinblick auf die zu wählende Übersetzungsstrategie zu klären.

Nach der vorhergehenden Vorstellung einiger relevanter Übersetzungstheorien, wird deutlich, dass man beim Übersetzen demnach retrospektiv, d.h. am AT orientiert, oder prospektiv, d.h. auf die Zielsituation ausgerichtet, arbeiten kann. Die prospektive Ausrichtung und Orientierung am Ziel des translatorischen Handelns wird im Rahmen der Skopostheorie, basierend auf der „allgemeinen Translationstheorie“ (Vermeer 1978), behandelt. Mittels dieser Theorie rückt Vermeer das intendierte Ziel des Übersetzungsprozesses in den Mittelpunkt des Translationsvorgangs. Vermeer sieht Translation als eine Sondersorte von Handeln an und ist der Meinung, dass sie, wie jede Interaktion zwischen Kommunikationspartnern, durch ihren Zweck bestimmt wird und dass dieser Zweck wiederum empfängerabhängig sei (Vermeer, 1978 in Nord 2009<sup>4</sup>:26). Vermeer führt in diesem Kontext den Begriff „Skopos“ (griechisch Skopos: Ziel, Absicht) ein. Er unterscheidet zwischen Translations- und Translatskopos. Unter Translationskopos fasst er das vom Übersetzer beabsichtigte Ziel, d.h. den Skopos, den der TRL sich selbst zum Ziel macht, zusammen. Der Translationskopos determiniert zudem die Wahl einer bestimmten Übersetzungsstrategie. Dies bedeutet, dass der TRL durch die Bestimmung des Skopos abwägen kann, ob der AT wörtlich übersetzt, paraphrasiert oder gar neu geschrieben werden soll für die Empfänger in der ZS (die jeweilige Übersetzungsstrategie muss sich nicht zwangsläufig auf den gesamten Text beziehen, sondern kann auch auf Textfragmente angewendet werden) (Vermeer, 1978 in Chesterman 1989:185). Translatskopos hingegen bezieht sich auf die Funktion der Übersetzung, also welches Ziel das Translat in der ZK verfolgt (Dizdar, 2006<sup>2</sup>:104 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Da der AT für die Empfänger der AK bestimmt ist und durch diese Kultur determiniert wird und weil der ZT für die Zielempfänger in der ZK vorgesehen ist, ist davon auszugehen, dass AT und ZT, wenn auch möglich, oftmals nicht die gleiche Funktion haben (Vermeer, 1978 in Chesterman 1989:175). Auch für den Translations- und den Translatskopos gilt, dass sie meist nur im Idealfall übereinstimmen, jedoch ist es von Bedeutung, dass der TRL die für das Funktionieren des Translats in der ZK relevanten Faktoren erkennt und so weit es geht berücksichtigt. Auch wenn sich alle Überlegungen hinsichtlich der Intention und der Funktion und deren Übereinstimmung im Rahmen dieser Theorie stets prospektiv am ZT orientieren, so ist ein legitimer Skopos auch die exakte Imitation der Struktur oder der Syntax des

ATs (Vermeer, 1978 in Chesterman 1989:176). Dies wäre beispielsweise der Fall in einer literarischen Übersetzung, um in der ZS einen literarisch-ästhetischen Text zu schaffen. Wichtig ist, dass die Funktion und der Zweck der Übersetzung in der ZK stets berücksichtigt werden. Die Skopostheorie wird im translatorischen Kommentar für die Erläuterung der Auftragsanweisungen von Bedeutung sein.

Im Zusammenhang mit der intendierten Funktion eines Textes taucht nicht selten der schwer fassbare Begriff „Äquivalenz“ auf. Tatsache ist, dass, aufgrund des verschiedenartigen Aufbaus der Einzelsprachen, Übersetzungen nicht identisch mit dem OT sein können. Der TRL sollte jedoch versuchen, einen dem AT entsprechenden Text in der ZS zu schaffen. Ferner postulierten Nida und Taber (1969), dass der Übersetzer keinen dem AT gleichen, sondern *gleichwertigen* Text in der ZS produzieren muss (Nida & Taber, 1969 in Stolze 2008<sup>5</sup>:88). Mit „Gleichwertigkeit“ ist gemeint, dass die Übersetzung natürlich und idiomatisch in der ZS klingen soll, sodass sie wie ein Original wahrgenommen werden kann und möglichst die gleiche Reaktion, wie bei den Empfängern des ATs, bei den Zielrezipienten hervorruft (ibidem). Die Diskussion um Äquivalenz zwischen AT und ZT bewegt sich im Rahmen der Frage nach der angemessenen Treue bzw. Freiheit, die dem Übersetzer bei der Anfertigung des Translats im Hinblick auf den OT eingeräumt wird (Nord 2009<sup>4</sup>:24). Die Forderung nach Äquivalenz kann sich sowohl auf textexterne, pragmatische Aspekte, wie beispielsweise die Forderung nach einer gleichen Funktion von AT und ZT beziehen, sowie auf textinterne Faktoren, wie die Nachbildung der expressiven, d.h. ausdrucksbetonten Seite des Textes. Auch ist eine Fusion von senderorientierten und inhaltlich-formalen Aspekten möglich, was z.B. die Forderung nach „Sinnidentität“ oder „Wirkungskonstanz“ impliziert (Nord 2009<sup>4</sup>:25). Im Hinblick auf die Übersetzung des Kapitels „Nancy entdeckt Sevilla“ wurde sich um „Wirkungskonstanz“ bemüht, d.h. es sollte ein dem AT auf textexterner, sowie textinterner Ebene entsprechender Text erzielt werden.

Anders als Nida und Taber (1969) untersuchte Toury (1995) nicht die Äquivalenzbeziehung zwischen AT und ZT, sondern die Translationsnormen, die den TRL leiten. Die zielkulturellen Translationsnormen gelten als bestimmender Faktor für die zu wählende Übersetzungsstrategie. Folglich definiert Toury Übersetzen als eine durch Normen gesteuerte, soziokulturelle Aktivität (1995:56). Laut Toury bestimmen die Normen die Art von Beziehung zwischen AT und ZT. Die Translationsnormen sind

sowohl zeitlich, als auch kulturell variabel. Er unterscheidet zwischen Vornormen (*preliminary norms*), Ausgangsnormen (*initial norms*) und Operativnormen (*operational norms*) (1995:56-59). Die Vornormen betreffen die Übersetzungspolitik, z.B. die Wahl von bestimmten Textsorten und Texten, d.h. die jeweiligen Präferenzen für bestimmte Textsorten. Die Ausgangsnormen betreffen die Orientierung an den Normen und an den Textfunktionen des ATs, welche beim Übersetzen in die ZK übertragen werden sollen, ohne dabei gegen die Regeln der ZS zu verstoßen. Aufgrund der Unterschiede der Sprachen und der Übersetzungspolitik räumt Toury ein, dass die Möglichkeit besteht, den AT an die zielkulturellen Normen anzupassen. Die Operativnormen betreffen die Entscheidungen während des Translationsprozesses. Die Translationsnormen werden im Kommentar für die Bestimmung der Textsortenkonventionen des ZTs von Interesse sein.

Neben der einander entsprechenden Relation von AT und ZT diskutiert Nord weitergehend die Begriffe „Funktionsgerechtheit“ und „Loyalität“ (2009<sup>4</sup>:30). *Loyalität* beschreibt die Verantwortung des TRL, die jeweiligen sender- und zielpfängerbedingten Anforderungen zu erfüllen. Dies bedeutet, dass der TRL einen ZT anfertigen muss, der die Erwartung der Rezipienten, einen funktionsgerechten Text zu erhalten, erfüllt. Die Funktionsgerechtheit wird durch die intentionierte Funktion des ZTs in Abhängigkeit von den ausschlaggebenden zielsituationellen Faktoren (Ort, Zeit, Empfänger) bestimmt. Basierend darauf beschreibt Nord das Übersetzen folgendermaßen:

„Translation ist die Produktion eines funktionsgerechten Zieltextes in einer je nach der angestrebten oder geforderten Funktion (Translatskopos) unterschiedlich spezifizierten Anbindung an einen vorhandenen Ausgangstext (2009<sup>4</sup>:30).“

Bei der Frage nach Funktionsgerechtheit des ZTs muss vor allem die Übersetzung von *Realien* berücksichtigt werden. Realien lassen sich als „[...] Identitätsträger eines nationalen/ethnischen Gebildes, einer nationalen/ethnischen Kultur [beschreiben] – im weiteren Sinne – und werden einem Land, einer Region, einem Erdteil zugeordnet.“ (Markstein, 2006<sup>2</sup>:288 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Anders als ein Terminus, der ein Fachausdruck eines bestimmten wissenschaftlichen Gebietes ist und eine exakte Definition bzw. Übersetzung hat, sind Realien kultureigene Wörter. Eine Realie kann dabei sowohl eine Lokalspeise, als auch eine bestimmte Anrede- oder Grußform sein

(Markstein, 2006<sup>2</sup>:289 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Für den TRL bedeutet dies, dass die Realien im ZT für den Rezipienten verständlich gemacht werden müssen. Dafür bedarf es entweder Transformationen bzw. Adaptationen oder kontextuellen Erklärungen.

#### **4.2 Ergänzende theoretische Überlegungen im Zusammenhang mit der Anfertigung eines translatorischen Kommentars**

Nachdem im vorhergehenden Unterkapitel die theoretischen Grundlagen für die Analyse des ATs und die prospektive Zieltextproduktion vorgestellt wurden, werden im Folgenden - ausgehend von dem von García Álvarez publizierten Artikel (2008) - die Gründe für die Notwendigkeit der Anfertigung eines translatorischen Kommentars dargestellt und mit ergänzender, in diesem Kontext als bedeutsam erachteter Theorie vervollständigt.

Der Artikel *Der translatorische Kommentar als Evaluationsmodell der studentischen Übersetzungsprozesse* (2008) beschreibt die Notwendigkeit der Anfertigung eines translatorischen Kommentars, um nicht nur das Produkt, sondern auch den Prozess beurteilen zu können. Die Autorin bemängelt, dass in der translatorischen Didaktik oftmals nur das Produkt von Interesse zu sein scheint. Die fehlende Aufmerksamkeit, die dabei dem Übersetzungsprozess geschenkt wird, führt dazu, dass man keinerlei Einblick in die sogenannte *Blackbox* des Studenten erhält, in welcher die translatorischen Überlegungen stattfinden und Entscheidungen getroffen werden (Toury 1995:183). Neben der Analyse des Übersetzungsproduktes, was die Autorin als ein „[...] dynamisches Geflecht bewusster und unbewusster mentaler Prozesse [...]“ (García Álvarez 2008:26) bezeichnet, soll zudem der Prozess evaluiert werden, um objektiv die Fehler und Lösungen bewerten zu können. Für die Studenten bedeutet dies in der Praxis, dass sie entweder in Realzeit, d.h. während des Übersetzens, oder in Endzeit, also nach Beendigung des Translats, ihre translatorischen Entscheidungen in schriftlicher Form begründen und bewusst über ihr Handeln reflektieren. Die schriftliche Reflexion über die Übersetzungsprozesse ermöglicht retrospektiv und interaktiv ihre Entscheidungen zu überdenken und zu verarbeiten. Die Idee des Verlagerens des Forschungsinteresses, weg vom bloßen Produkt und hin zu den Verstehensprozessen beim Übersetzen, fällt in den Bereich der Psycholinguistik (Kupsch-Losereit, 2006<sup>2</sup>:64 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Das Hauptaugenmerk liegt

dabei auf den mentalen und kognitiven Prozessen, die beim TRL während des gesamten Übersetzungsprozesses stattfinden. Die Psycholinguistik sieht das „[...] Verstehen von Texten [als] ein komplexes, erwartungsgesteuertes kognitives Geschehen [...]“ an (Kupsch-Losereit, 2006<sup>2</sup>:65 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Das bedeutet, dass beim Erfassen eines Textes Verbindungen zwischen sprachlichem und aussersprachlichem Wissen hergestellt werden und neue Information mit bereits vorhandenen Kenntnissen in Beziehung gesetzt wird. Zu diesen vorhandenen Kenntnissen zählen unter anderem persönliche Erfahrungen und „[...] Erwartungen an die kommunikative und soziale Funktion des Textes [...]“ (Kupsch-Losereit, 2006<sup>2</sup>:65 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Die Textinformation wird mit dem Erfahrungshintergrund und dem Weltwissen des Empfängers interpretiert und verarbeitet. Die Wahrnehmung und das Verstehen von Texten ist demnach mit der Aktivierung bekannter Konzepte verbunden. In diesem Zusammenhang lässt sich die Prototypensemantik von Eleanor Rosch (1973) nennen. Diese Theorie geht davon aus, dass „[...] unser sprachliches kategoriales Denken in entscheidendem Maße von unseren Erfahrungen bestimmt wird.“ (Kußmaul, 2006<sup>2</sup>:50 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Es wird davon ausgegangen, dass Kategorien einen Kern und *fuzzy edges*, sprich unscharfe Ränder, haben. Die Prototypen sind dabei jeweils kulturbedingt. Für den TRL bedeutet dies, dass er erkennen muss, dass Wörter in verschiedenen Sprachen oftmals einen gemeinsamen Bedeutungskern haben, dass jedoch die unscharfe Bedeutung von Wörtern von der Kultur abhängig ist. Je nach Funktion eines Wortes im Text muss der TRL entscheiden, ob es ausreicht die Kernvorstellung in der ZS wiederzugeben, oder ob auch die *fuzzy edges* von Bedeutung sind. Die Prototypensemantik wird im translatorischen Kommentar im Zusammenhang mit lexikalischen und terminologischen Überlegungen und Problemen von Bedeutung sein.

Weitergehend entwickelte sich im Rahmen der Semantik die *scenes-and-frames*-Semantik, welche im translatorischen Kommentar wichtig für die Erläuterung der ideologischen, kulturellen und informativen Umstände und/oder Unterschiede zwischen ZT- und AT-Rezipienten sein wird. Der Begründer der *scenes-and-frames*-Semantik, Fillmore (1977), geht davon aus, dass die Bedeutung von Wörtern durch die Kommunikationssituation und den Kontext determiniert wird. Fillmore führte dazu den Begriff *scenes* ein, welcher sich auf die persönlichen und kulturell bedingten Vorstellungen, die der Rezipient mit einem Wort verknüpft, bezieht (Kußmaul, 2006<sup>2</sup>:51

in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Unter *scenes* sind also die Bilder zu verstehen, die man durch die visuelle oder auditive Weltwahrnehmung im Kopf entwickelt. Die Entwicklung der *scenes* ist dabei abhängig von der jeweiligen Kultur des Individuums und wird darüberhinaus zudem von den persönlichen Erfahrungen, von der Situation etc. beeinflusst (Martín de León & Witte 1996:555). Diese *scenes* wiederum sind eingebettet in die sogenannten *frames*, d.h. in das Wort als sprachliche Form (Kußmaul, 2006<sup>2</sup>:51 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Der *frame*, d.h. der Rahmen, der die Grundlage für die Entwicklung einer *scene* im Kopf eines Individuums, kann neben vertexteter Form auch andersartig wahrgenommen werden, z.B. ein bestimmter Geruch, der beim Individuum ein spezielles Bild im Kopf hervorruft (Martín de León & Witte 1996:555). Poyatos (1983) führt in diesem Zusammenhang die Begriffe *channel reduction* und *channel amplification* ein. Unter *channel reduction* versteht er die Komprimierung einer Beobachtung oder Wahrnehmung (*scene*) in einen schriftlichen Text (*frame*). *Channel amplification* wiederum bezieht sich auf den umgekehrten Prozess, d.h. durch das Empfangen eines Textes wird ein Bild im Kopf des Rezipienten hervorgerufen (Witte 2007<sup>2</sup>:110). Bei der Umwandlung einer *scene* in einen *frame* finden außerdem Modifikationen statt. Diese Modifikationen entstehen dadurch, dass bei der Reduktion von *scene* zu *frame* zusätzliche Aspekte, die bei der ursprünglichen Wahrnehmung der *scene* in der Art nicht vorhanden waren, hinzukommen (non-verbale Elemente, Sprechrythmus etc.). Poyatos benennt die Modifikationen der ursprünglichen *scene* mit „channel modification“, die bei jeder Komprimierung von *scene* zu *frame* und bei jeder Erweiterung eines *frames* zu einer *scene* stattfinden (Martín de León & Witte 1996:555). Im Zusammenhang mit den *scenes* und *frames* spielt auch die individuelle, kulturspezifische und erfahrungsabhängige Bewertung, die das Individuum jeder Wahrnehmung zuordnet, eine bedeutende Rolle. Witte (2007<sup>2</sup>) unterscheidet zwischen Darstellungs-*frames*, die eine Wahrnehmung darstellen, und Funktions-*frames*, die die Bedeutung einer Wahrnehmung vermitteln. Auch die *scenes* sind mit bestimmten Bewertungen, die ihnen das Individuum zuordnet, verbunden. Witte geht demnach davon aus, dass man die *scenes* in Vorstellungs- und Bewertungs-*scenes* unterteilen kann (Vermeer & Witte, 1990 in Witte 2007<sup>2</sup>:111-112). Insbesondere bei den Bewertungs-*scenes* muss der TRL berücksichtigen, dass, wenn keine Adaptation an die ZK stattfindet, sondern wenn die Strategie einer exotisierenden Übersetzung gewählt wird, die Zielempfänger die Bewertungs-*scene* mit Hilfe ihres individuellen, kulturell

bedingten Erfahrungshintergrundes interpretieren und folglich die Bewertung unter Umständen nicht die vom Autor beabsichtigte Interpretation zur Folge hat. In diesem Fall bleibt dem Zielempfänger der Zugang zu dem eigentlichen Wert der Aussage verschlossen, und die Wahrnehmung des *frame* beschränkt sich auf das Hervorrufen einer Vorstellung, jedoch ohne Berücksichtigung der Bewertungskomponente. Da davon auszugehen ist, dass sowohl die *scenes*, als auch die *frames* abhängig von der jeweiligen Kultur des Senders bzw. des Empfängers sind, d.h. determiniert von Erfahrungen, Erwartungen und Situation, besteht Grund zur Annahme, dass die Interpretation eines Textes relativ ist. Es wird demnach deutlich, dass zum einen der Kontext ausschlaggebend für die Interpretation eines Textes ist, und dass es nur selten eine einzige Möglichkeit der Interpretation gibt. Die Frage, die nun aufkommt ist, mit welchen Mitteln all diese psycholinguistischen und neurologischen Prozesse, die im Kopf des TRL ablaufen, analysiert und evaluiert werden können.

Für die Analyse des translatorischen Prozesses wurde ab den 80er Jahren die *Methode des lauten Denkens*, die ursprünglich in den 30er Jahren von Psychologen entwickelt wurde, in der Übersetzungswissenschaft angewendet. Bei dieser Methode wurde erstmals der Blick auf das, was zwischen AT und ZT stattfand, gerichtet, um Einblick in „[...] die Vorgänge im Kopf des Übersetzers [...]“ (Kußmaul & Hönig, 2006<sup>2</sup>:170 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>) zu erhalten. Innerhalb dieses Verfahrens werden die mündlich formulierten Gedanken des TRL hinsichtlich der Übersetzung auf Tonbändern aufgenommen und anschließend analysiert. Da das Spektrum an Testpersonen von Laien bis hin zu professionellen Übersetzern reichte, konnte bei der Auswertung der Ergebnisse unter anderem ermittelt werden, wodurch sich ihre jeweilige Arbeitsweise unterscheidet. Die Testergebnisse ermöglichten die unterschiedlichen Strategien und Vorgehensweisen aufzudecken und darüber hinaus übersetzerische Kompetenzen zu verbessern. Die Auswertung verdeutlichte zudem, dass der Übersetzungsprozess nicht linear abläuft, sondern dass der TRL retro- und prospektiv innerhalb des Textes arbeitet. Viele Neulinge auf dem Gebiet des Übersetzens beschränken sich auf eine lineare Interpretation des ATs und erfassen die Textinformation nicht als ein Gesamtes, sondern konzentrieren sich auf den jeweiligen Satz oder Teil des Textes (García Álvarez 2008:26). Die Studenten sind außerdem nicht vertraut mit den *bottom-up* und *top-down* Prozessen, die beim Übersetzen, was in der Psycholinguistik als rekursiver Vorgang verstanden wird, mitwirken. Unter *bottom-up* versteht man das Zurückgreifen auf

sprachliches Wissen. *Top-down* beschreibt den Einsatz von „kontextuellen und situationellen Kenntnissen und Erwartungen“ (Kupsch-Losereit, 2006<sup>2</sup>:65 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Das psycholinguistische Modell der *top-down* und *bottom-up* Prozesse ist eng verbunden mit der vorhergehend vorgestellten *scenes-and-frames*-Semantik. Der professionelle TRL greift bei der Erstellung eines Translats folglich sowohl auf sein Sprach-, als auch auf sein Sachwissen, d.h. auf sein Weltwissen zurück. Zwischen den *bottom-up* und *top-down* Prozessen herrscht ein Gleichgewicht. Dieses Gleichgewicht fehlt bei den Studenten oftmals. Eine weitere Beobachtung bei der Auswertung der Testergebnisse zeigte, dass Studenten die Paraphrase als Übersetzungslösung häufig außer acht lassen. Bei der dem Translat vorhergehenden Analyse nutzten sie zwar die Paraphrase, um ein Textverständnis zu entwickeln, in der Anwendung neigen sie jedoch dazu, sich nah am AT zu orientieren. Professionelle TRL hingegen übersetzen oft eher sinngemäß als wörtlich und lösen sich, falls nötig, vom OT.

Auch wenn die *Methode des lauten Denkens* einen Einblick in den Übersetzungsprozess ermöglicht, so wird jedoch klar, dass lediglich die mentalen Vorgänge analysiert werden können, die die Testperson bewusst verbalisiert (García Álvarez 2008:27). Die unbewussten Prozesse hingegen bleiben für die Evaluation weiterhin unzugänglich. Dabei sind es nun gerade diese unbewussten, automatisierten Vorgänge im Kopf des TRL, die man zu erforschen versucht. Hierfür bietet sich der Übersetzungskommentar an. Diese Reflexionsmethode ermöglicht es, einen Einblick in die unbewussten, mentalen Prozesse zu erlangen. Ein weiterer Nachteil der Methode des lauten Denkens ist die Tatsache, dass sich die Äußerungen der Testpersonen meist auf die Mikrostruktur des Textes beschränken. Bei der Reflexion wurde das Zusammenspiel von deklarativen, d.h. fachübergreifendem und theoretischem Wissen, und prozeduralen, d.h. die Übersetzungspraxis betreffenden Faktoren nicht berücksichtigt (García Álvarez 2008:27). Um alle mentalen Prozesse eines Studenten bewerten zu können, ist eine vom Dozenten zielgerichtet angeleitete metakognitive Verbalisierung des Übersetzungsprozesses in Form eines Übersetzungskommentars notwendig. Die Methode der Anfertigung eines Übersetzungskommentars lässt sich zudem, anders als die *Methode des lauten Denkens*, in Prüfungssituationen anwenden.

## **5. Der translatorische Kommentar**

Nach der Darlegung der theoretischen Grundlage der Diskussion um die Notwendigkeit eines translatorischen Kommentars, möchte ich nun im Folgenden und unter Anwendung der in dem Artikel von García Álvarez vorgeschlagenen Methode (2008) meinen persönlichen Übersetzungskommentar zu der Übersetzung des ersten Kapitels aus „La Tesis de Nancy“ anfertigen. Durch den translatorischen Kommentar möchte ich bewusst über meine Ideenentwicklung und Übersetzungslösungen im ZT reflektieren und dabei nicht nur auf mikro-, sondern auch auf makrostrategische Überlegungen eingehen und meine jeweilige Vorgehensweise kohärent begründen, unter Anwendung meines deklarativen und prozeduralen Wissens.

In dem Artikel „Der translatorische Kommentar als Evaluationsmodell der studentischen Übersetzungsprozesse“ (2008) werden insgesamt 18 Punkte, die als Orientierungshilfe dienen sollen, vorgestellt. Ich habe mich dafür entschieden nur die für meine Zwecke relevanten und auf meinen Fall zutreffenden Punkte zu behandeln. Die von der Autorin vorgeschlagene Zeit für die Erstellung des Kommentars von einer Stunde wird, aufgrund der Länge des ZTs, erweitert.

### **5.1. Auftragsanweisungen**

Den Übersetzungsauftrag hat sich im Falle der Übersetzung des ersten Kapitels aus „La Tesis de Nancy“ die TRL selbst erteilt, und zwar anlässlich der Anfertigung ihrer Masterarbeit. Der Zweck, in der Abschlussarbeit des Masterstudiums ihre Qualitäten als literarische Übersetzerin unter Beweis zu stellen, bestimmt die Anforderungen an den ZT. Aus den Anforderungen wiederum lässt sich der Skopos ableiten. Als Translatskopos (s. Unterkapitel 4.1, S. 32), d.h. die Funktion des Translats in der ZK, wurde zum einen die Darstellung der Situation und der persönlichen Erfahrungen der Protagonistin Nancy im Bezug auf die fremde, spanische Kultur, und zum anderen die Vermittlung der humoristischen, unterhaltenden Komponente des Romans angesehen. Als Translationsskopos (s. Unterkapitel 4.1, S. 32), d.h. als das von der TRL beabsichtigte Ziel, wurde die Erzeugung eines dem spanischen Original gleichwertigen Gegenstücks auf deutscher Sprache angesehen, unter Berücksichtigung der im AT vorhandenen kulturellen Bezüge, sowie der Beibehaltung des ursprünglichen Kommunikationsproblems zwischen dem Englischen und dem Spanischen. Da sich aus dem Translationsskopos die jeweilige zu wählende Übersetzungsstrategie ergibt, hat

sich die TRL auf Nords Unterscheidung zwischen dokumentarischer und instrumenteller Übersetzung gestützt (s. Unterkapitel 4.1, S. 31-32). Die TRL kam zu dem Schluss, dass für die Übersetzung des ATs eine Kombination aus dokumentarischer und instrumenteller Übersetzung anzuwenden sei. Der ZT soll zum einen die Kommunikationsproblematik, bedingt durch die Verschiedenheit der englischen und der spanischen Sprache und Kultur, sowie die neuen Erfahrungen der Protagonistin in eine dritte Sprache (Deutsch) transmittieren. Dafür eignet sich als dokumentarische Übersetzungsmethode die philologische oder exotisierende Übersetzung, um besonders bestimmte linguistisch-humoristische, sowie kulturelle Elemente in der ZS beizubehalten. Andererseits soll der ZT seine unterhaltende Funktion nicht verlieren. Der Text hat insofern einen Instrumentalcharakter, als dass er eine darstellende und ausdrucksbetonte Funktion hat. Die TRL versuchte aufgrund dessen, mittels einer Kombination aus dokumentarischer und instrumenteller Übersetzung, zum einen die stilistischen Besonderheiten des OTs zu erhalten und die Funktion des Textes in die ZK zu transmittieren. Andererseits wurden einige Textpassagen quasi wie Dokumente behandelt und die für den ZS-Leser exotische Komponente im ZT beibehalten. Die Mittelstellung zwischen dokumentarischer und instrumenteller Übersetzung ist die allgemein angewandte Strategie im literarischen Übersetzen (Nord, 1993 in Witte 2007<sup>2</sup>:140). Hinsichtlich der Empfänger, welche die Zielsituation beeinflussen, lässt sich sagen, dass die TRL davon ausging, dass der ZT für ein gebildetes Lesepublikum in der ZK bestimmt sein sollte. Dieses Lesepublikum soll die kulturellen Referenzen, die sich im AT finden, sowie den Einfluss des Englischen und der amerikanischen Kultur nachvollziehen können, ohne dass dafür viele Adaptationen an die ZK vorgenommen werden müssen.

## **5.2. Makrofinalität des ZTs**

Für die Bestimmung der prospektiven Makrofinalität des ZTs hat sich die TRL zunächst an der von Katharina Reiss aufgestellten Texttypologie (s. Unterkapitel 4.1, S. 30-31) orientiert, um zuerst den AT einem bestimmten Texttyp zuzuordnen und somit seine Funktion bestimmen zu können. Da der Roman sich dem expressiven, senderorientierten Texttyp zuordnen lässt, steht im Mittelpunkt seiner Funktion vor allem sein Ausdruckscharakter.

Im Zusammenhang mit der Finalität des Textes ist außerdem zwischen den Begriffen „Wirkung“, „Intention“ und „Textfunktion“ zu unterscheiden. Nord bezeichnet als „Wirkung“ die Innensicht des Empfängers in der jeweiligen Situation. Die „Intention“ wiederum bezieht sich auf die Sicht des Autors. Aus den Situationsfaktoren - unter welche auch die „Intention“ fällt - und der Verwendung des Textes ergibt sich letztendlich die „Textfunktion“ (2009<sup>4</sup>:51). Um die Intention des Senders zu klären, wurde auf dessen Biographie zurückgegriffen, denn sie ist von besonderer Bedeutung beim Übersetzungsprozess (s. Den Begriff *Loyalität* im Unterkapitel 4.1, S. 34). Ferner kann laut Nord Literarität auch als besondere Funktion von Texten angesehen werden. Obwohl die Situationsfaktoren unter Umständen keine bedeutende Rolle für die intrakulturelle Kommunikation spielen, so sind die aus interkultureller Sicht jedoch wichtig als „[...] Träger kulturspezifischer Merkmale der Ausgangs- wie der Zielsituation [...]“ (Nord 2009<sup>4</sup>:78-79).

Die kommunikative Situation weicht bei AT und ZT voneinander ab. Da sich eine Übersetzung nie an dieselben Rezipienten wie des Originalen richten kann, müssen adressatenspezifische Textelemente für die Zielempfänger verständlich gemacht werden. In diesem Kontext kommt der Rezeptionsabsicht, d.h. die Erwartung und die Reaktion der Rezipienten, und ferner der Wirkung des Textes, d.h. die Reaktion des Empfängers auf den Text, nach dessen Empfangen, eine besondere Bedeutung zu (Nord 2009<sup>4</sup>:59).

### **5.3. Ideologische, kulturelle und informative Umstände und/oder Unterschiede zwischen ZT- und AT-Rezipienten**

Für die Reflektion über die Akzeptabilität des ZTs, d.h. die Frage danach, inwiefern sich die Übersetzung an die Normen der ZK anpasst und die Zielrezipienten berücksichtigt, stützte sich die TRL zunächst auf Nord, welche behauptet, dass „[d]ie Rezeption eines Textes [...] von der eigenen, durch Rezeptionssituation, kommunikativen Hintergrund (Wissensvoraussetzungen) und Kommunikationsbedürfnisse bedingten Erwartung der Empfänger bestimmt [wird].“ (2009<sup>4</sup>:17). Dies bedeutet, dass die Rezipienten des spanischen ATs diesen anders empfangen als die Rezipienten des deutschen ZTs. Dabei spielt nicht nur der unterschiedliche kulturelle Hintergrund eine Rolle, sondern zudem die jeweils individuelle Situation des Empfängers. Auf die Relativität im Zusammenhang mit dem

Empfangen eines Textes wurde in Unterkapitel 4.2, S. 36-38 dieser Arbeit im Rahmen der *scenes-and-frames* Theorie eingegangen. In vielerlei Hinsicht wird der spanische Leser anhand des *frames* eher eine der originalen *scene* ähnliche Vorstellung im Kopf entwickeln, denn es ist davon auszugehen, dass ein spanischer Leser des ATs die kulturellen Referenzen und Realien zuordnen kann und zudem keinerlei Verständnisprobleme bei den Wortspielen hat. Der Leser des deutschen ZTs hingegen mag dieses kulturell bedingte Hintergrundwissen nicht haben. Er wird an so mancher Stelle vielleicht auf außertextliche Informationsquellen zurückgreifen, um den Text besser zu verstehen. Auch wenn die TRL versucht hat, einen dem OT möglichst entsprechenden Text in der ZS zu schaffen, so werden die *scenes* des Ziellesers doch von denen des spanischen Rezipienten und auch von denen des Autors abweichen (auch innerhalb der spanischen Leserschaft variiert die Rezeption des Textes, bedingt durch den jeweiligen persönlichen Erfahrungshintergrund, individuelle Erwartungen etc.). Wichtig war der TRL den *Wert*, den der Autor in seine Worte legt, zu erhalten. Im AT finden sich neben darstellenden *frames* nämlich auch eine Vielzahl an bewertenden *frames*. Um den Zielrezipienten den jeweiligen, teilweise versteckten Wert einer Aussage zugänglich zu machen, wurde die exotisierende Übersetzungsstrategie in Kombination mit Fußnoten gewählt. So bleibt zum einen der originale und fremdländische Charakter des Textes und seine humoristische Komponente, die bei einer Adaptation verloren ginge, erhalten und zum anderen erhält der Leser, wenn nötig, eine Verständnishilfe von der TRL. Um die vom Sender intentionierte Funktion des Textes in der ZS zu vermitteln, versuchte die TRL zudem dem Idiolekt des Autors, bzw. der Art zu sprechen bzw. schreiben, die der Autor der Protagonistin Nancy verleiht, möglichst treu zu bleiben. Hinsichtlich der Zielrezipienten ging die TRL davon aus, dass das Hauptinteresse des deutschen Lesers darin bestünde, unterhalten zu werden. Da es sich um eine literarische Übersetzung handelt, strebte es die TRL an den ZT wie ein Original klingen zu lassen. Weil sich jedoch, wie in den Auftragsanweisungen bereits erläutert, eine Vielzahl an kulturellen Referenzen im AT finden, die weder wörtlich übersetzt, noch an die ZK angepasst werden sollten, hat die TRL einen Mittelweg zwischen instrumenteller und dokumentarischer Übersetzung gewählt. Im ZT finden sich zwar exotische Elemente, die teilweise von der TRL in Fußnoten erklärt werden, d.h. die Übersetzerin ist durchaus sichtbar, jedoch wirkt der ZT natürlich und idiomatisch. Ein Beispiel für die Präsenz der TRL findet sich beispielsweise zu Anfang

der Übersetzung, wo mittels einer Paraphrase das auf der Doppeldeutigkeit des Wortes „Canela“ beruhende Missverständnis übersetzt wurde (ZT, S. 8). Bei der gewählten exotisierenden Übersetzungsstrategie ist die zusätzliche Information in der Fußnote für die deutschen Leser unabdingbar, da sonst die humoristische Komponente im Text verloren ginge. Die TRL ging zwar davon aus, dass es sich um einen gebildeten Leser handelt, dem man nicht jede Information erläutern muss, jedoch war sie der Meinung, dass eine teilweise Erklärung der Textinformation notwendig ist für das Erfüllen von der vom Sender intentionierten Funktion und zum Ausgleich des fehlenden Kulturwissens des Zielempfängers. Bei der Übersetzung hat die TRL zudem die zusätzliche Information in Fußnoten auf bestimmte Textelemente beschränkt. Gewisse eingebürgerte Realien wurden ohne Erläuterung übernommen und lediglich durch Kursivschrift als exotisches Element gekennzeichnet. So z.B. die englische Anredeform „Misses“, welche im Deutschen üblicherweise nicht übersetzt wird (so wie die Anredeformen Mister, Reverent, Sargent, Detective etc.). Auch die spanische Anrede „Señora“ wurde im ZT beibehalten, um Authentizität im ZT zu schaffen und da davon ausgegangen wird, dass der deutsche Rezipient, weiß, was „Señora“ auf Deutsch bedeutet.

#### **5.4. Textsortenkonventionen des ZTs**

Der AT gehört zu der Textsorte „Brief“. Grundsätzlich gilt, dass bei Textsorten, die sowohl in der AK, als auch in der ZK existieren und etabliert sind, Unterschiede in den Textkonventionen vorkommen können. Diese Unterschiede können sich unter anderem auf die Phraseologie, die Lexik und die Interpunktion beziehen. Es bot sich für die Übersetzung des ersten Kapitels von Senders Briefroman ein Vergleich mit Paralleltexten an, um die typisch deutsche Phraseologie in Briefen im ZT anwenden zu können (z.B. „Schokolade zum Frühstück. Das Tagebuch der Bridget Jones“ (1997) von Helen Fielding<sup>11</sup>). Die direkte Anrede der Empfängerin, d.h. der Cousine von Nancy, wurde im ZT teilweise noch expliziter übersetzt. Im AT heißt es beispielsweise: „¿Qué decirte de la gente española?“ (AT, S. 67). Im ZT hat die TRL versucht eine möglichst idiomatische Lösung zu finden und dabei den Briefstil zu bewahren: „Was soll ich dir nur über die Spanier erzählen?“ (ZT, S. 8). Die TRL ist davon ausgegangen, dass die „[...] Textsortenkonventionen (1) als Erkennungssignale, (2) als Auslöser von

---

<sup>11</sup> [http://www.randomhouse.de/content/edition/excerpts/142\\_44392\\_1.pdf](http://www.randomhouse.de/content/edition/excerpts/142_44392_1.pdf) [letzter Aufruf 6.06.2013].

Erwartungshaltungen und (3) als Steuerungssignale für das Textverstehen dienen“ (Reiss & Vermeer, 1984:189 in Göpferich, 2006<sup>2</sup>:62 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Für die Übersetzung bedeutete dies, dass die Textsortenkonventionen eingehalten werden müssen, um das Textverständnis des Lesers zielstrebig zu steuern und seine Aufmerksamkeit auf den Textinhalt zu lenken. Dabei hat sich die TRL zudem dafür entschieden, falls notwendig für das Textverständnis, Anmerkungen in Form von Fußnoten anzubringen, welche als Übersetzungsnorm in einem Roman verwendet werden dürfen (Tourey, 1995). Diese Erklärungen beziehen sich lediglich auf den Textinhalt und geben keinerlei Aufschluss über Entscheidungen oder Strategien der TRL. Sie dienen lediglich als Verständnisstütze für den Leser des ZTs.

### **5.5. Zeit und Ort der Veröffentlichung des ZTs (mögliche zeitliche bzw. örtliche Unterschiede zu denen des ATs)**

Der AT wurde von Ramón J. Sender im Jahr 1962, zu der Zeit, als er im Exil in den Vereinigten Staaten lebte, veröffentlicht. 1939 kam Francisco Franco an die spanische Regierung und herrschte bis 1975 als Diktator. Es ist davon auszugehen, dass die Diktaturperiode Francos die Umstände, unter denen der Roman geschrieben und veröffentlicht wurde, beeinflusste, nicht zuletzt, weil der spanische Bürgerkrieg der Grund für die Flucht ins Exil von Ramón. J. Sender war. Der ZT hingegen soll im Juli des Jahres 2013 veröffentlicht werden und ist für ein deutsches Lesepublikum vorgesehen. Die große temporale Differenz von 51 Jahren zwischen der Veröffentlichung des ATs und des ZTs war jedoch kein Grund für die TRL in der Übersetzung Adaptationen an die heutige Zeit vorzunehmen. Im Gegenteil, die TRL war darauf bedacht insbesondere die Sprache des Originals im ZT zu erhalten. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war die Tatsache, dass sich die Handlung des Werkes in Spanien in der Mitte des 20. Jahrhunderts abspielt. Obwohl auf Adaptationen weitgehend verzichtet wurde, so wurde doch die Rezeption durch die Zielempfänger berücksichtigt. Aus diesem Grund wurde beispielsweise auf Seite 9 des ZTs das Adjektiv „traditionell“ ergänzt. Dadurch kann der Zielrezipient durch den Kontext und mit Hilfe seines Weltwissens die Textinformation zuordnen und verstehen, dass es sich bei der Toga um die traditionelle Kleidungsweise der spanischen Universitätsprofessoren zur Mitte des 20. Jahrhunderts handeln muss. Eine weitere Schwierigkeit stellte die Terminologie im Zusammenhang mit dem Stierkampf dar. Im

AT finden sich eine Hand voll Wörter, die, da sie aus der Kultur des Stierkampfes stammen, nicht ohne weiteres in die ZS übersetzt werden können, weil sie keine Entsprechung in der ZK haben. Ein Beispiel dafür findet sich auf Seite 11 des ZTs im Wort „parones“. Um dieses kulturspezifische Textelement im ZT zu erhalten, wurde es wörtlich übernommen und in einer Fußnote erläutert.

### **5.6. Mögliche Probleme bei der Produktion und andere Schwierigkeiten im Zusammenhang mit den kommunikativen ZT-Intentionen und mögliche Unterschiede bezüglich der Intentionen des ATs**

Dieser Unterpunkt (sowie die folgenden Unterpunkte 5.7, 5.8 und 5.9) fällt unter den Bereich der Pragmatik. Die Pragmatik beschreibt „[...] Beziehungsgefüge zwischen sprachlichen und textuellen Gegebenheiten einerseits und andererseits den Menschen, die sich der Translation bedienen und für die sie praktiziert wird [...]“ (Neubert, 2006<sup>2</sup>:56 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Sie befasst sich also mit der Beziehung zwischen Sprachzeichen und Zeichenverwendern. In diesem Kontext spricht man von der „Gerichtetheit“ des ZTs und ATs, was auch der Begriff Skopos ausdrückt (Neubert, 2006<sup>2</sup>:56-57 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Im Zusammenhang mit der Gerichtetheit der Texte hat sich die TRL mit den notwendigen Änderungen im Hinblick auf Form und Inhalt, dem Stil, sowie die Textsorte des ATs für die Erstellung des Translates beschäftigt. Es ist davon auszugehen, dass jede Übersetzung die Pragmatik des ATs verändert, indem sie die Zeichen des Originals für die Zielrezipienten zugänglich macht. Die Interpretation der zielsprachlichen Zeichen wird dabei stets von der Interpretation der Rezipienten des ATs abweichen. Die TRL hat sich für die Analyse der Gerichtetheit des Originals im Verhältnis mit der beabsichtigten Gerichtetheit der Übersetzung an den *vier pragmatischen Typen* (Neubert, 2006<sup>2</sup>:57-58 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>) orientiert. Sie kam zu dem Schluss, dass es sich um den Typ handeln müsse, bei dem der AT eine *zweifache Gerichtetheit* aufweist. Dies bedeutet, dass das Original zwar primär quellensprachlich, jedoch auch potentiell zielsprachlich gerichtet ist (Neubert, 2006<sup>2</sup>:58 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Diese Form der Gerichtetheit ist typisch für die Literatur, die im Leben und in der Kultur des Autors ihren Ursprung hat. Für die Übersetzung von „La Tesis de Nancy“ bedeutete dies, dass die TRL zwischen einer Vielzahl an translatorischen Strategien wählen konnte, die von Exotisierung bis hin zur Eingliederung in die ZK reichte. Wie vorhergehend erläutert, entschied sich die TRL

dafür so wenig Adaptationen wie möglich vorzunehmen, um die muttersprachlichen Formen und Inhalte des Spanischen zu erhalten. Die TRL kam zu dem Schluss, dass die Intentionen von AT und ZT ähnlich seien und hat bei der Übersetzung deswegen den senderorientierten, expressiven Ausdruckscharakter des Textes stets berücksichtigt.

### **5.7. Mögliche Überlegungen, Unterschiede und Veränderungen der Zieltextstruktur bezüglich der des ATs**

Die Textstruktur der Textsorte *Brief* wurde im ZT beibehalten. Der Textaufbau des gesamten Werkes wird durch die äußere Gestaltung des Textes deutlich (Zehn Briefe mit eigenen Überschriften). Da sich die Konventionen im Briefstil in Deutschland und Spanien weitgehend ähneln, mussten keine Veränderungen in der Zieltextstruktur vorgenommen werden. Nennenswert in diesem Zusammenhang wäre die Tatsache, dass aus übersetzungsstrategischen Gründen die originale Anrede „Dearest Betsy“ im ZT beibehalten wurde (ZT, S. 8).

### **5.8. Mögliche Überlegungen und Unterschiede zwischen den Textakten bzw. Sprechakten beider Texte**

Für die Untersuchung der Textstruktur und der beabsichtigten kommunikativen Intentionen des ZTs hat sich die TRL auf die Sprechakttheorie gestützt. Der Grundgedanke dieser Theorie ist, dass Sprechen zugleich eine Handlung darstellt (Stolze 1994:120). In diesem Zusammenhang untersuchten die Begründer der Sprechakttheorie, J. L. Austin (1962)<sup>12</sup> und J. R. Searle (1969)<sup>13</sup>, die intendierte Absicht bzw. *Illokution*, die mit einer Äußerung verbunden ist. Basierend auf Austins Klassifizierung unterteilte Searle Sprechakte zunächst in vier Teilakte: (1) Der Äußerungsakt beinhaltet eine Aussage in Form von Lauten, Wörtern oder Sätzen, die grammatisch wohlgeformt oder nicht wohlgeformt sein kann. (2) Propositionale Akte machen eine Aussage über die Welt, welche wahr oder falsch sein kann. (3) Illokutionäre Akte sind solche, die z.B. eine Warnung, eine Behauptung oder eine Empfehlung ausdrücken, welche entweder glücken oder nicht glücken kann. Als (4) perlokutionäre Akte sind solche zu verstehen, die auf eine Wirkung beim Empfänger abzielen, z.B. dass jemand einem Befehl gehorsam ist (Stolze 2008<sup>5</sup>:127). Um die große Zahl an Illokutionen in eine überschaubare Zahl an Grundtypen einzuteilen, erweiterte

---

<sup>12</sup> Deutsche Ausgabe: *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart 1972.

<sup>13</sup> Deutsche Ausgabe: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt/M 1971.

Searle (1976) die Sprechaktklassifizierung in fünf Teilakte: (1) Repräsentative Sprechakte sind solche, die eine wahre Aussage über die Welt machen. Typische Verben für diesen Sprechakt sind unter anderem „aussagen“, „erzählen“, „beschreiben“. (2) Direktive Sprechakte beinhalten eine Aufforderung an den Rezipienten, welche z.B. durch Verben wie „bitten“ oder „befehlen“ sprachlich realisiert werden. Durch (3) kommisive Sprechakte verpflichtet sich der Sender eines Sprechaktes zu etwas, z.B. bei einem Versprechen. (4) Expressive Sprechakte drücken soziale oder emotionale Handlungen aus, wie beispielsweise ein Dank, ein Gruß oder eine Entschuldigung. Als letzte Sprechaktklasse nennt Searle die (5) deklarativen Sprechakte. Sie werden durch Verben wie „taufen“ oder „verurteilen“ ausgedrückt und sind somit von offiziellem oder institutionellem Charakter (Stolze 2008<sup>5</sup>:126). Die Verben, die einen Sprechakt ausdrücken, werden performative Verben genannt. Da die performativen Verben oftmals polysem in ihrer Bedeutung sind, können beim Übersetzen leicht Fehler unterlaufen. Zudem stellen besonders die *Illokutionsindikatoren*, d.h. die sprachlichen Mittel um eine Illokution auszudrücken, die sich nicht direkt einem bestimmten Sprechakt zuordnen lassen, eine Schwierigkeit dar (Kußmaul, 2006<sup>2</sup>:51 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). In solchen Fällen muss der TRL die intendierte Absicht aus dem Kontext herleiten. Zu beachten ist außerdem, dass der Gebrauch der Illokutionsindikatoren konventionalisiert ist und von der Textsorte abhängt (Kußmaul, 2006<sup>2</sup>:52 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>).

Für die Übersetzung des Kapitels „Nancy entdeckt Sevilla“ bedeutete dies, dass die TRL die verschiedenen Sprechakte, aus deren Summe sich die „[...] illokutionäre Struktur des Gesamttextes [...]“ ergibt, erkennen musste, um entsprechende sprachliche Mittel in der ZS dafür zu finden (Kußmaul, 2006<sup>2</sup>:52 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Im Folgenden werden zu Illustrationszwecken einzelne Textakte und deren jeweilige Absicht erläutert.

Beispiel 1: Repräsentativer Sprechakt (performatives Verb: *decir* bzw. erklären)

Ausgangstext: „El marqués me dijo que no había escaleras, sino una rampa con el suelo de tierra apelmazada.“ (AT, S.73)

Zieltext: „Der *marqués* erklärte mir, dass es keine Stufen, sondern eine Rampe aus verhärteter Erde gäbe.“ (ZT, S. 15)

In diesem Fall hätte die TRL das spanische Verb „decir“ auch mit dem Deutschen „sagen“ übersetzen können, jedoch hat sie sich, um den repräsentativen Charakter der

Aussage zu unterstreichen, bewusst für das Verb „erklären“ entschieden. Eine Alternative wäre das Verb „erzählen“ gewesen.

Beispiel 2: Direktiver Sprechakt (performatives Verb: *aconsejar* bzw. raten)

Ausgangstext: „Si vienes a España, Betsy, te aconsejo que no hagas preguntas a la gente sobre gramática.“ (AT, S. 71)

Zieltext: „Wenn du nach Spanien kommst, Betsy, dann rate ich dir keine Fragen über Grammatik zu stellen.“ (ZT S. 12)

Die TRL hat den direktiven Charakter des Sprechaktes im AT, welcher mit einer Forderung an den Rezipienten verbunden ist, erkannt und eine Entsprechung in der ZS gefunden. Auf inhaltlicher Ebene würde dem Verb „aconsejar“ auch das deutsche Verb „empfehlen“ entsprechen, welches von der TRL in diesem Kontext jedoch als unidiomatisch und unpassend angesehen wurde.

Beispiel 3: Expressiver Sprechakt (performatives Verb: *dar las gracias* bzw. bedanken)

Ausgangstext: „Antes de salir de la casa del marqués, cuando nos despedíamos, le di las gracias a la manera americana, citando cada cosa agradable.“ (AT, S. 74)

Zieltext: „Beim Verabschieden, bevor wir das Haus des *marqués* verließen, bedankte ich mich für jede freundliche Geste, wie es sich in Amerika ziemt.“ (ZT, S. 16)

Eine Alternative für die Übersetzung wäre die Konstruktion „einen Dank aussprechen“ gewesen, welche von der TRL jedoch als zu förmlich eingestuft wurde.

Mittels dieser Beispiele soll dem Leser dieses Kommentars veranschaulicht werden, inwiefern die TRL in der Lage war, die verschiedenen Sprechakte zu identifizieren und dafür korrekte sprachliche Mittel in der ZS zu finden.

### **5.9. Mögliche Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede bezüglich der funktionalen Beziehungen der Sätze in beiden Texten**

Da sich die TRL, wie vorhergehend beschrieben, dafür entschieden hat eine Kombination aus dokumentarischer und instrumentaler Übersetzung anzufertigen, wurde je nach Bedarf die Textinformation expliziter gemacht für den Zielrezipienten, oder implizit vermittelt. Bei Textstellen beschreibenden Charakters, wie z.B. eines bestimmten Stadtteiles Sevillas, hat die TRL die Information, die der AT liefert, nicht explizierter formulieren müssen, damit sie für die Zielrezipienten verständlich ist. Bei einigen Textelementen jedoch, war es notwendig den Textinhalt ausdrücklicher zu formulieren, um das Textverständnis beim Zielleser zu garantieren. Im Folgenden

werden einige Beispiele aufgeführt, um die unterschiedlichen, gewählten Strategien zu illustrieren.

Beispiel 1: Umschreibung/Paraphrase

Ausgangstext: „Había en el ruedo —así se dice— más de quince personas, todas contra un pobre toro indefenso.” (AT, S. 76)

Zieltext: „Unten in der Arena, was man hier *ruedo* nennt, standen mehr als fünfzehn Leute dem armen, wehrlosen Stier gegenüber..“ (ZT, S. 18)

Durch die Paraphrase ließ sich das spanische Wort „ruedo“, welches kultureller Identitätsträger ist (spanischer Stierkampf) konservieren und gleichzeitig für die Zielempfänger verständlich machen.

Beispiel 2: Erweiterung

Ausgangstext: „Estaba sentada frente a tres profesores ya maduros, con su toga y un gorro hexagonal negro —el gorro no en la cabeza, sino en la mesa—.” (AT, S. 68)

Zieltext: „Ich saß drei, schon älteren Professoren gegenüber, die die traditionelle Toga trugen und einen hexagonal geschnittenen Hut, welchen sie nicht auf dem Kopf hatten, sondern der auf dem Tisch lag.“ (ZT, S. 9)

Die TRL hat das Adjektiv „traditionell“ im ZT ergänzt, um zu Verhindern, dass der deutsche Leser bei der Zuordnung dieses *frames* die im Text gelieferte Information mit der römischen Toga verwechselt. In diesem Zusammenhang handelt es sich nämlich um die traditionelle Kleidung (Toga und hexagonal geschnittener Hut) der spanischen Universitätsprofessoren in der Mitte des 20. Jahrhunderts.

Beispiel 3: Bedeutungsgerechtes und nicht wörtliches Übersetzen

Ausgangstext: „No sé cómo aguantaban con este sol de Sevilla.” (AT, S. 76)

Zieltext: „Ich weiß nicht, wie sie das aushielten mit der Hitze hier in Sevilla.“ (ZT, S. 18)

Die TRL hat die Bedeutung des ausgangstextlichen Inhaltes abstrahiert und versucht eine idiomatische Lösung in der ZS zu finden. Die Information „sol“ wurde im ZT demnach explizierter gemacht, indem die metonymische Eigenschaft der „Sonne“, „Hitze“ zu verursachen, als Übersetzungslösung gewählt wurde. Ausschlaggebend war dafür besonders die Tatsache, dass für die Übersetzung der zusätzlichen Information in Klammern („eine wirklich obszöne Hitze“) das Wort „Sonne“ nicht in Frage gekommen wäre bzw. nur dann, wenn sich die TRL vom AT gelöst hätte.

Ein Beispiel dafür, dass die TRL manche Textinformation implizit gelassen hat, findet sich auf Seite 10 des ZTs „der Gehörnte“. Im AT wurde diese Information ebenfalls ohne Erläuterung gelassen (AT, S. 69). Der Leser des ATs sowie des ZTs muss an dieser Stelle auf sein Weltwissen zurückgreifen, um zu begreifen, dass man unter „el cornudo“ bzw. „der Gehörnte“ die Person versteht, die von ihrem Partner betrogen wurde und dass zur damaligen Zeit, also Mitte des 20. Jahrhunderts, in Spanien jegliche sexuelle Anspielung ein Tabu-Thema darstellte<sup>14</sup>.

### **5.10. Lexikalische und terminologische Überlegungen und Probleme**

Für die Beantwortung dieses Punktes hat sich die TRL an der *Prototypensemantik* von Eleanor Rosch (1973) orientiert. Die kommunikative Situation des ATs weicht eindeutig von der des ZTs ab. Dies liegt daran, dass die Empfänger der beiden Texte unterschiedlichen Kulturen angehören. Im Zusammenhang mit der Prototypensemantik bedeutet dies, dass in den Kulturen der Ausgangs- und der Zielempfänger unterschiedliche Prototypen verankert sind. Deswegen hat sich die TRL unter anderem darüber Gedanken gemacht, wann eine Exotisierung möglich ist und wann es sinnvoller wäre zu domestizieren, um Missverständnisse durch die jeweiligen kulturbedingten Prototypen zu verhindern. Im Folgenden werden diese Überlegungen anhand von drei Beispielen veranschaulicht.

Beispiel 1: Ergänzung

Ausgangstext: „[...] adonde nos llevaron para ver cómo es una casa típica por dentro.” (AT, S. 71)

Zieltext: „So können wir einmal sehen, wie ein typisches, sevillanisches Haus von innen aussieht.“ (ZT, S. 13)

In diesem Fall hat die TRL das Adjektiv „sevillanisch“ ergänzt, damit der deutsche Leser in seiner Vorstellung nicht den Prototyp eines deutschen Hauses vor Augen hat.

Beispiel 2: Die Übersetzung des Liedes (ZT, S. 17-18)

Ausgangstext: „culebra“

Zieltext: „schwarze Natter“

Die TRL hat sich bewusst dafür entschieden das Adjektiv „schwarz“ zu ergänzen, da sie davon ausging, dass der Prototyp einer Natter in Deutschland nicht den in diesem Kontext intendierten Zweck erfüllt. Da Schlangen im Allgemeinen als Unheilbringer in

---

<sup>14</sup> [http://personal.telefonica.terra.es/web/aus/guias/nancy\\_1.htm](http://personal.telefonica.terra.es/web/aus/guias/nancy_1.htm) [letzter Aufruf: 26.05.2013].

der Zigeunkultur angesehen werden, wurde das Adjektiv „schwarz“ zur Verdeutlichung einer negativen, bedrohlichen Eigenschaft hinzugefügt. So soll zudem der auf das Lied folgende Textinhalt illustriert werden, in welchem die anwesenden, abergläubischen Zigeuner auf Holz klopfen, um sich gegen das Unglück zu schützen.

Beispiel 3: Der Krapfen

Ausgangstext: „Ayer compré en la calle una cosa que llaman *buñuelos*.“ (AT, S. 77)

Zieltext: „Gestern kaufte ich auf der Straße etwas, dass man hier *buñuelos* nennt. So eine Art Krapfen.“ (ZT, S. 19)

Da die TRL zum einen das exotische Textelement in Form einer landestypischen Speise im ZT beibehalten wollte, dem ZT-Leser jedoch eine Idee, um was es sich in etwa handelt, geben wollte, hat sie sich für eine kurze Erläuterung im ZT entschieden. Der „spanische Krapfen“ und der „deutsche Krapfen“ unterscheiden sich hauptsächlich im Bereich der *fuzzy edges*. Zum Beispiel weicht die Form eines spanischen „*buñuelo*“ oftmals von der eines deutschen Krapfens ab. Da zudem davon auszugehen ist, dass je nach Landeszone der deutsche Leser einen anderen Typ von Krapfen vor Augen hat, die Grundbedeutung, d.h. der Kern, des Wortes Krapfen jedoch gleich bleibt, war es der TRL wichtig, zu verdeutlichen, dass es sich um „eine Art Krapfen“ handelt. Denn nicht nur im Vergleich zwischen Deutschland und Spanien, sondern auch innerhalb Deutschlands gibt es eine Vielfalt an Ausführungen und Zubereitungsweisen von Krapfen<sup>15</sup>.

Eine weitere Schwierigkeit auf lexikalischer Ebene, war auch die Übersetzung von Redewendungen. Auf Seite 13 im AT findet sich der Ausdruck „*respirar por la herida*“, welcher im ZT mit „die Wunde ist noch nicht verheilt“ übersetzt wurde. Die Bedeutungskomponente „Wunde“ bleibt in der ZS erhalten. Das Verb jedoch ändert sich aus phraseologischen Gründen.

### 5.11. Überlegungen und Probleme hinsichtlich des ZT-Stils

Eine besondere Schwierigkeit stellte die Übersetzung des Zigeuner-Soziolektes dar. Die TRL ging davon aus, dass der Autor diese Sprachvarietät als Stilmittel verwendete, um den „[...] soziokulturellen Hintergrund und [...] [den] Lokalkolorit [...]“ zu verstärken (Kolb, 2006<sup>2</sup>:278 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Die Sprache ist ein Identitätsträger,

---

<sup>15</sup> Vgl. span. *buñuelo*: <http://es.wikipedia.org/wiki/Bu%C3%B1uelo> [letzter Aufruf: 26.05.2013] im Gegensatz zum dt. Krapfen: [http://de.wikipedia.org/wiki/Krapfen\\_\(Hefeteig\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Krapfen_(Hefeteig)) [letzter Aufruf: 26.05.2013].

weswegen Sprachvarietäten die Werte und den Status ihrer Sprecher repräsentieren. Im Fall des Briefromanes lässt sich die Zigeunersprache eher als *Soziolekt* definieren, da sie eine für eine bestimmte soziale Gruppe spezifische Sprachvarietät darstellt. Für die Übersetzung bedeutete dies, dass die TRL die jeweiligen Assotiationen, die durch eine Sprachvarietät ausgelöst werden, und die mit der jeweiligen Kultur verbunden sind, berücksichtigen musste (ibidem). Die TRL hat sich vor allem an den umgangssprachlichen Aspekten orientiert, um die ausgangssprachliche Sprachvarietät in eine für den Zielrezipienten verständliche Sprachvarietät umzuwandeln. Um ein Gegenstück zur ausgangssprachlichen Zigeunersprache zu finden, hat die TRL eine Dokumentationsreihe über Zigeuner in Deutschland konsultiert. Auf Grundlage dessen, hat die TRL eine Art *Kunstsprache* entwickelt, die zum einen das Fremde des ATs erhalten sollte, und zum anderen grammatikalische und phonologische Aspekte des Soziolektes widerspiegeln sollte. Durch bestimmte Reduktionen konnten so die Abweichungen der Zigeunersprache von der Standardsprache verdeutlicht werden. Im folgenden Beispiel ist zu erkennen, in wiefern der TRL die Übertragung in eine Art gebrochenes Deutsch gelungen ist.

- „Was für eine Art Pferd können sie mir anbieten?“, fragte ich.
- „De Tierchen is zahm, wie eine Lämmchen in de Krippe. Aber, mein Gnädigste, wofür wolle sie die Pferd, wenn ich frage darf?“
- „Um auf die Giralda zu steigen.“
- „*Señora*, glaube sie, dass die Pferd ist ein Storch?“ (ZT, S. 25)

Dem Zielrezipienten wird klar sein, dass es sich, um zur spanischen Kultur gehörige Zigeuner handelt. Er kann mittels der durchgeführten grammatikalischen Reduktion und teilweise Verfremdung und durch sein Weltwissen eine Brücke schlagen und den Soziolekt in etwa einer bestimmten Personengruppe zuordnen. Zudem wurden im ZT spezifische Elemente aus dem Wortschatz der Zigeuner beibehalten, da sie als Identitätsträger dieser Diakultur angesehen wurden. Dafür wurden beispielsweise die Wörter „calés“ und „payos“ im ZT (S. 23) übernommen und zusätzlich in der ZS paraphrasiert.

## **5.12. Überlegungen und Probleme bezüglich der Kohäsion im ZT**

Für die Beantwortung dieses Unterpunktes hat sich die TRL an den Subklassen der Textualisierung orientiert, zu welchen beispielsweise die Thema-Rhema-Gliederung,

die Kohäsion und die Intertextualität gehören (Nord, 2006<sup>2</sup>:386 in Snell-Hornby et al. 2006<sup>2</sup>). Kohäsionsmerkmale im ZT finden sich unter anderem in Form von Rekurrenz oder anaphorischen Mitteln, durch die eine Kohäsionsbeziehung zu einer vorhergehenden Textinformation produziert wird. Neben der syntaktischen Dimension, soll zudem ein Blick auf die semantischen Zusammenhänge, d.h. auf die Kohärenz des Textes, geworfen werden.

Bevor die Thema-Rhema-Struktur des ZTs im Vergleich zum AT betrachtet wird, soll kurz erläutert werden, was unter diesen Begriffen zu verstehen ist. Als Thema (bei Güllich & Raible, 1977 auch „Satzthema“) wird „das Bekannte“ bezeichnet, welches als Ausgangspunkt für das Verständnis einer neuen Information, auch Rhema (bei Güllich & Raible, 1977 auch „Satzaussage“) genannt, dient (in Stolze 2008<sup>5</sup>:129). Das Thema steht üblicherweise am Satzanfang, während sich das Rhema für gewöhnlich am Satzende findet. Für die Verarbeitung der neuen Information beruft sich der Rezipient auf das Thema, um mit Hilfe seines Verständnishorizontes das Rhema zu erfassen. Die Thema-Rhema-Abfolge bildet die „Mitteilungsperspektive“ eines Satzes (ibidem). Die Abfolge von Thema und Rhema stellt einen Vorgang dar, bei dem das Neue etwas bereits Bekanntem zugeordnet wird und kann „[...] in der textuellen Manifestation von sprachlichen Elementen als das sprachstrukturelle Analogon zur Form der kognitiven Verarbeitung von Bewusstseinskomplexen angesehen werden [...]“ (Schermer 1984:215).

Für das Übersetzen ist die Abfolge von Thema und Rhema, und damit die Mitteilungsstruktur eines Satzes, insofern wichtig, als dass sie oftmals zu Problemen hinsichtlich der Wiedergabe der Wortstellung führt. Die Veränderung der Wortstellung hat Einfluss auf die semantische Struktur des Satzes und führt nicht selten zu einer Verlagerung des Fokus (Stolze 2008<sup>5</sup>:129). Im Folgenden soll anhand eines Beispiels die Thema-Rhema-Abfolge im AT und im ZT verglichen werden, um zu verdeutlichen, wie im ZT versucht wurde die Mitteilungsstruktur des ATs beizubehalten, um eine Verschiebung zwischen Thema und Rhema zu verhindern. Außerdem soll illustriert werden, wie die neue Information jeweils mit einem bekannten Inhalt kombiniert wird und somit die Verarbeitungsprozesse beim Rezipienten steuert.

Ausgangstext: „Al pie de mi hotel (Thema 1) hay un café (Rhema 1) con mesas en la acera que se llama La Mezquita. En cuanto me siento (Rhema 1 → Thema 2) se acercan

unos vendedores muy raros (Rhema 2) —algunos ciegos—, con tiras de papel numeradas (Rhema 2.1). Dicen (Rhema 2 → Thema 3) que es lotería.” (AT, S. 67)

Zieltext: „Im Erdgeschoss meines Hotels (Thema 1) gibt es ein Café (Rhema 1) mit Tischen auf der Straße namens *La Mezquita*. Sobald ich mich dort (Rhema 1 → Thema 2) hinsetze, nähern sich mir seltsame Verkäufer (Rhema 2), manche von ihnen blind, mit nummerierten Papierstreifen (Rhema 2.1). Sie (Rhema 2 → Thema 3) sagen, dass es Lottoscheine (Rhema 2.1 → Rhema 3) sind.“ (ZT, S. 8)

Die semi lineare Progression von Thema und Rhema erleichtert das Textverständnis. Des Weiteren dienen Kohäsionsmerkmale, wie z.B. die Wiederaufnahme von Textelementen durch Pronomina (Verkäufer → Sie) als Anknüpfstellen im Verstehensprozess des Lesers. Im ZT hat die TRL, aus sprachkonventionellen Gründen, die Thema-Rhema-Abfolge noch eindeutiger, als im AT gemacht, indem durch Kohäsionsmittel die vorhergehende Information wieder aufgenommen wurde (Café → dort). Wie auch in diesem Beispiel bemerkbar, hat die TRL im ZT zudem teilweise Änderungen in der Interpunktion vorgenommen. Die TRL hat Gedankenstriche in Einschübe als Nebensatz verwandelt, um den Lesefluss zu erleichtern. Zudem hat sie die im AT teilweise fehlenden Anführungszeichen bei direkter Rede im ZT ergänzt, um den Konventionen der Interpunktion in der ZS zu folgen.

### **5.13. Mögliche Überlegungen oder Probleme zu Recherche in Lexika, Enzyklopädien, Paralleltexten, Informationen usw.**

In der dokumentarischen Phase hat die TRL die Biografie des Autors konsultiert, um die indentierte Funktion des ATs entschlüsseln zu können. Für die Übersetzung wurden keine nennenswerten Paralleltexte konsultiert, sondern die TRL hat bei der Erarbeitung des ZTs auf ihr Hintergrundwissen in der Textgestaltung der Sorte *Brief* zurückgegriffen. Zudem dienten ihre Wörterbücher wie P.O.N.S und Langenscheidt als Übersetzungshilfe. Außerdem hat sie Informationen im deutschsprachigen Duden hinzugezogen und per Internetrecherche mögliche Verständnisprobleme gelöst. In manchen Fällen hat sie, wenn die Internetsuche erfolglos blieb, Übersetzungsprobleme zudem durch das Konsultieren von Spanisch-Muttersprachlern gelöst, wie z.B. bei der Übersetzung des Wortes „parón“ (ZT, S. 11).

Die übrigen Unterpunkte, die im Übersetzungskommentar (García Álvarez, 2008) erläutert werden, werden in diesem translatorischen Kommentar nicht behandelt, da sie weniger von Bedeutung sind, als die vorherigen Aspekte.

## **6. Analyse von Übersetzungsschwierigkeiten beruhend auf sprachlichen und kulturellen Differenzen zwischen AT und ZT**

Im Anschluss an den Übersetzungskommentar werde ich nun auf einige Übersetzungsschwierigkeiten eingehen, die sich aus den sprachlichen Unterschieden zwischen AS und ZS ergeben und auf den verschiedenen kulturellen Hintergründen beruhen. Für die Übersetzung von kulturspezifischen Ausdrücken ist es unabdingbar, dass der TRL sowohl die AK, als auch die ZK kennt, d.h. er muss „bikulturell“ sein (Stolze 1994:159). Insbesondere bei der Übersetzung von kultureigenen Ausdrücken der AK, für die es kein direktes Gegenstück in der ZS gibt, gerät der TRL auf der Suche nach „Äquivalenz“ oft an seine Grenzen. Ein Beispiel für einen AS-Ausdruck für den es keine Entsprechung in der ZS gibt, stellt das im AT vorkommende Verb „merendar“ dar. Die TRL muss versuchen das fehlende, entsprechende Element, welches auf den unterschiedlichen Nahrungsaufnahmegewohnheiten in der AK und der ZK beruht, auszugleichen und sinngetreu übersetzen. In der ZK drückt man die Aufnahme von Zwischenmahlzeiten zwischen Frühstück, Mittag- und Abendessen für gewöhnlich mit „einen Happen essen“ aus.

Das Wissen über die eigene und die fremde Kultur war im Fall der Translation von „Nancy entdeckt Sevilla“ besonders im Zusammenhang mit den kulturell bedingten Missverständnissen von Bedeutung. Aufgrund des verschiedenen kulturellen Hintergrundes interpretiert die Protagonistin Nancy viele Situationen falsch. Die TRL muss jedoch begreifen, was genau fehlinterpretiert wird und wieso es zum jeweiligen Missverständnis kommt. Die TRL muss folglich die tieferliegende Bedeutung der dargestellten Szene begreifen. Die Frage, wie mit kulturellen Verschiedenheiten in der Translation umzugehen ist, setzt zuerst einmal voraus, dass angenommen wird, dass kulturelle „Spezifika“ in der AK existieren (Witte 2007<sup>2</sup>:133), die durch den interkulturellen Vergleich mit der eigenen Kultur als „fremd“ oder „anders“ eingestuft werden (Witte 2007<sup>2</sup>:134). Die bikulturelle Kompetenz des TRLs ist deshalb von Bedeutung, als dass sie den TRL dazu befähigt, abzuwägen, was vergleichbar und was verschieden ist zwischen den beiden Kulturen. Obwohl der TRL sein Bild über die

fremde Kultur, so wie andere ZK-Empfänger, in Abhängigkeit von seiner eigenen Kultur entwickelt, d.h. keine objektive Sicht besitzt, so ist er als Experte im interkulturellen Transfer doch dazu in der Lage „[...] fremdkulturelle Phänomene weitgehend fremdkulturadäquat in das fremdkulturelle Bezugsnetz einzuordnen [...]“ (Witte 2007<sup>2</sup>:134). Das „Fremde“ entsteht folglich erst durch den Vergleich mit der eigenen Kultur, weswegen die Forderung nach dem Bewahren des „Fremden“ des OTs im ZT relativ ist. Für die Übersetzung des ersten Kapitels aus „La Tesis de Nancy“ bedeutet das, dass die TRL, wenn sie sich um den Erhalt exotischer Textelemente bemüht, diese als aus ihrer Sicht für exotisch und erhaltenswert einstuft. Durch den Vergleich mit ihrer eigenen Kultur (Deutschland) hat sie einige Aspekte „anders“ als in ihrer eigenen Kultur wahrgenommen. Das bedeutet, dass sich „Fremdheit“ von einem bestimmten Standpunkt aus und im Vergleich mit diesem entwickelt (Witte 2007<sup>2</sup>:135). Es handelt sich bei der Übersetzung also um eine vom TRL für die ZK intendierte und über die AK angenommene Fremdheit (Witte 2007<sup>2</sup>:136). Das Problem bei der Exotik in Texten ist jedoch, dass das Erhalten „fremder“ Inhalte auf gleiche Weise (verfremdende Übersetzung) zu unterschiedlichen Bewertungen in den verschiedenen Kulturen führt. Deshalb war es der TRL im Falle der Übersetzung von „Nancy entdeckt Sevilla“ wichtig die übernommenen ausgangskulturellen Inhalte zusätzlich zu erläutern, z.B. durch eine Paraphrase.

### **6.1. Sprachlich bedingte Missverständnisse**

Im Folgenden werden eine Reihe von Beispielen für die aus den sprachlichen und kulturellen Differenzen resultierenden Missverständnisse gegeben.

Beispiel 1: „estar buena“ (ZT, S. 9)

Das Missverständnis beruht in diesem Fall auf der falschen Schlussfolgerung der Protagonistin Nancy. In ihrem Verstehenshorizont assoziiert sie diesen Ausdruck mit der ihr bekannten Formulierung „estar mala“, sprich „krank sein“. Nancy schließt daraus, dass die gegenteilige Konstellation des Verbes „estar“ plus „buena“ demnach „gesund sein“ bedeuten müsse. Tatsächlich handelt es sich jedoch um eine Art Kompliment und bezieht sich auf die äußerlich-körperlichen Eigenschaften einer Frau. Um dieses sprachlich bedingte Missverständnis im ZT zu erhalten, wurde als Übersetzungsstrategie die exotisierende Übernahme des AT-Elements gewählt und mittels einer Paraphrase in der ZS ergänzt.

Beispiel 2: „jumera“ (ZT, S. 22)

Nancy interpretiert die Bedeutung dieses Wortes in dem situativen Kontext falsch. Das spanische Wort „jumera“ steht umgangssprachlich für einen „Alkoholrausch“.

Beispiel 3: „guerra de gorilas“ (ZT, S. 9)

In diesem Fall handelt es sich um ein phonetisch bedingtes Missverständnis. Nancy verwechselt die im spanischen ähnlich klingenden Wörter „gorilas“ und „guerrillas“.

Beispiel 4: „canela“ (ZT, S. 8)

Nancy weiß nicht, dass „canela“ nicht nur „Zimt“ bedeutet, sondern auch als Kompliment für eine begehrenswerte Frau dient. Folglich missversteht sie den AS-Ausdruck und meint, dass er sich auf ihre Haarfarbe beziehen würde. Um das Missverständnis in der ZS zu erhalten und somit zugleich die humoristische Komponente zu bewahren, wurde der AS-Ausdruck im ZT erhalten und anschließend paraphrasiert.

## **6.2 Kulturell bedingte Fehlinterpretationen**

Im ersten Kapitel von „La tesis de Nancy“ wird deutlich, dass die Protagonistin die fremde Kultur mittels des Vergleichs mit ihrer eigenen Kultur zu verstehen versucht. Dazu wird zuerst einmal angenommen, dass bestimmte Aspekte der beiden Kulturen vergleichbar sind (Witte 2007<sup>2</sup>:78), das bedeutet, dass, um überhaupt eine Vergleichsbeziehung zwischen der eigenen und der fremden Kultur herzustellen, Gemeinsamkeiten irgendeiner Art zwischen den beiden Kulturen bestehen müssen (Witte 2007<sup>2</sup>:79). Im Zusammenhang mit der Interpretation der fremden Kultur spricht Witte von „Fremdkulturwissen“ (Witte 2007<sup>2</sup>:85). Die Fremdkulturkenntnis ist von grundlegender Bedeutung, um im interkulturellen Kontakt Fehlschlüsse zu vermeiden. Bei nicht oder kaum vorhandenem Fremdkulturwissen, hingegen erfolgt die Wahrnehmung, Interpretation und Bewertung der fremden Kultur letztlich durch die eigenkulturellen Projektionen. Folglich vollzieht sich auch die Einschätzung von Ähnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen der eigenen und der fremden Kultur auf Grundlage der eigenkulturellen Projektionen (ibidem). Es besteht demnach Grund zur Annahme, dass es sich bei der Interpretation von Bedeutung und damit von Kommunikation lediglich um kultur- und darin aktantenspezifische Hypothesen handelt, welche bei mangelndem Kulturwissen Gefahr laufen, fehlerhaft zu sein (Witte 2007<sup>2</sup>:69). Beim Vergleich der Parakulturen Spanien und USA und im Umgang mit der

Diakultur der Zigeuner wird deutlich, dass die Protagonistin Nancy nicht selten inkorrekte Schlussfolgerungen zieht. Dazu sollen im Folgenden einige Beispiele zur Veranschaulichung genannt werden.

Beispiel 1: Die „Massage“ des *marqués* (ZT, S. 15)

Nancy interpretiert die Geste des *marqués* mittels des in ihrer eigenen Kultur verankerten Wissens und assoziiert die Massage folglich mit etwas Positivem, sprich jemand will ihr etwas Gutes tun. Das Fremde wird versucht mittels Bekanntem interpretiert zu werden, was zu einer Fehlinterpretation führt.

Beispiel 2: Applaus (ZT, S. 19-20)

Aufgrund der fehlenden Kulturkenntnis, projiziert Nancy ihre eigenkulturellen Bräuche und Verhaltensnormen auf die fremdkulturelle Situation. Wie in Amerika üblich pfeift sie, um ihren Enthusiasmus und ihre Bestätigung hinsichtlich des Vortrages des Rektors zum Ausdruck zu bringen. Sie weiß jedoch nicht, dass das Pfeifen in Spanien als negative Reaktion auf einen Vortrag oder eine Rede gilt.

Beispiel 3: Die schwarze Natter (ZT, S. 17-18)

Nancy weiß nicht, dass die Schlange in der Zigeunerkultur im Allgemeinen als Symbol für Unglück gilt. Als sie das Lied über die schwarze Natter singt, begeht sie, aufgrund des fehlenden Kulturwissens über die fremde Diakultur, einen Fauxpas. Sie weiß weder die Bedeutung der Schlange, noch die Reaktionen der Zigeuner (auf Holz klopfen) zuzuordnen.

## **7. Schlussfolgerung**

Im Folgenden möchte ich abschließend einen zusammenfassenden Überblick über die Ergebnisse dieser Arbeit geben und einen Bezug zu den in der Einleitung aufgestellten Arbeitshypothesen herstellen.

Durch die Übersetzung des ersten Kapitels aus „La Tesis de Nancy“ habe ich meine Fähigkeiten als literarische TRL erweitern können. Wichtig während des Übersetzungsprozesses war, die bewusste Reflexion über die translatorischen Entscheidungen, welche mir als Vorbereitung für die Anfertigung des Übersetzungskommentars diente. Beim Übersetzen habe ich somit keine willkürlichen Entscheidungen getroffen, sondern stets die mögliche Intention des Senders und die ZT-Empfänger berücksichtigt. Die ZT-Empfänger determinierten unter anderem die Übersetzung der Realien und der Zigeuner-Sprache. Durch die Wahl einer

exotisierenden Übersetzungsstrategie in Kombination mit Fußnoten, ist der ZT Leser in der Lage, den Textinhalt zu erfassen und die fremden Eindrücke, die Nancy im Verlaufe des Kapitels erfährt, nachzuempfinden, ohne dass der ZT zu sehr an die ZK angepasst werden muss. Von großem persönlichem Interesse war die Auseinandersetzung mit der Zigeuner-Kultur und den kulturspezifischen Ausdrücken im Spanischen, welche auch für mich teilweise unbekannt waren. Durch die intensive Beschäftigung mit den kulturellen und sprachlichen Unterschieden zwischen Spanien und Deutschland konnte ich meinen Horizont erweitern.

Obwohl ich den translatorischen Kommentar in Endzeit, d.h. nach Beendigung des Translats, angefertigt habe, so habe ich mir doch im Vorfeld Gedanken gemacht darüber, welche Theorien mir bei der Erstellung des Übersetzungskommentars von Nutzen sein könnten und deswegen die relevanten Theorien im theoretischen Rahmen der Arbeit vorgestellt. Im ersten Unterkapitel der Einführung in die translationswissenschaftlichen Theorien habe ich unter anderem die Frage nach dem Texttyp, unter Bezugnahme auf Katharina Reiss (1971), behandelt, um den Senderschen Briefroman einem Texttyp zuzuordnen und um seine Funktion bestimmen zu können. Außerdem habe ich die Differenzierung zwischen dokumentarischer und instrumenteller Übersetzung von Christiane Nord (1997) erläutert, welche mir bei der Wahl der Übersetzungsstrategie geholfen hat. Ich habe mich für eine für literarische Übersetzungen übliche Kombination aus dokumentarischer und instrumenteller Übersetzung entschieden. Des Weiteren bin ich auf die Skopostheorie von Vermeer (1978) eingegangen. Die Skopostheorie hat mir geholfen meinen persönlichen Translatskopos und den Translationsskopos zu bestimmen. Zudem habe ich das Thema „Äquivalenz“ angeschnitten und die Bedeutung der „Gleichwertigkeit“ von AT und ZT betont. Auch habe ich festgestellt, dass die von Nord (2009) geforderte „Wirkungskonstanz“ wichtig für meine Arbeit war, insbesondere für die Übersetzung der Fülle an Realien, die sich im AT finden.

Im zweiten Unterkapitel der Einführung in die translationswissenschaftlichen Theorien bin ich auf den für die Anfertigung des Übersetzungskommentars grundlegenden Artikel von García Álvarez (2008) eingegangen, in welchem die Autorin die Wichtigkeit eines Übersetzungskommentars für die Bewertung und Untersuchung des Übersetzungsprozesses behandelt. Dazu habe ich mich zuerst mit der Psycholinguistik beschäftigt, welche die mentalen und kognitiven Prozesse während des Übersetzens

behandelt. Daraufhin habe ich die *Prototypensemantik* von Rosch (1973), welche mir bei der Lösung lexikalischer und terminologischer Probleme half, vorgestellt. Zudem habe ich die *scenes-and-frames* Semantik von Fillmore (1977) behandelt und mittels der Literatur von Heidrun Witte (1996, 2007) erweitert erläutert. Die *scenes-and-frames* Semantik war von besonderer Bedeutung für die Ermittlung ideologischer, kultureller und informativer Umstände und Unterschiede zwischen AT- und ZT-Rezipienten. Des Weiteren bin ich auf die *Methode des lauten Denkens* aus den 80er Jahren eingegangen und habe die Vorteile des translatorischen Kommentars im Vergleich zu dieser Methode erläutert. Der translatorische Kommentar ermöglicht es einen Einblick in die unbewussten, mentalen Prozesse beim Übersetzen zu erlangen. Durch die Anfertigung des Übersetzungskommentars wurde ich mir über viele Entscheidungen, die ich sonst unbewusst getroffen hätte, klar und konnte darüber reflektieren, wieso ich eine bestimmte Entscheidung getroffen hatte. Außerdem wurde ich mir der Bedeutung der Information über den Autor, welche sich im 2. Kapitel dieser Arbeit, auf Seite 7, findet, für die zu wählende Strategie, die Funktion des Textes und die Rezeption in der ZK bewusst. Zudem war ich in der Lage, mögliche translatorische Alternativen abzuwägen. Die Erstellung des translatorischen Kommentars war für mich sehr interessant, da ich mich bisher nicht mit den metakognitiven Prozessen beim Übersetzen auseinandergesetzt hatte. Meiner Meinung nach stellt der Übersetzungskommentar eine hervorragende Methode für die Reflexion auf den verschiedenen Ebenen des Textes dar. Der Übersetzungskommentar ermöglicht, dass sich der TRL ein globales Bild von dem Translat verschafft und dass er sich von einer rein subjektiven Wahrnehmung distanzieren kann.

In der auf den Übersetzungskommentar folgenden Analyse habe ich einen neuen Gesichtspunkt behandelt. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff „Fremdheit“ bzw. „Andersheit“ unter Bezugnahme auf Witte (2007) erschien mir äußerst interessant. Zudem erachtete ich die Analyse als passend, da sie eine Art Anlehnung an den im Roman stattfindenden interkulturellen Vergleich (U.S.A. – Spanien) darstellt.

Ich hoffe, dass der ZT-Leser in der Lage sein wird, die Situation von Nancy nachzuvollziehen und gemeinsam mit ihr die spanische und darin die Zigeuner-Kultur entdecken kann. Ich hoffe, dass der ZT-Rezipient sich durch meine Übersetzung an den zahlreichen Eindrücken erfreuen kann und sich für das Neue und „Andere“ begeistern kann, so wie Ramón J. Sender einst Nancy sich dafür begeistern ließ.

Ich möchte diese Masterarbeit gerne als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen und Forschungen auf diesem Gebiet sehen, denn die Arbeit hat eindeutig mein Interesse für die Analyse der metakognitiven Prozesse geweckt. Interessant stelle ich mir auch die Untersuchung einer Fachtextübersetzung vor, bei welcher der TRL aufgrund von Konventionen, Terminologie und Phraseologie weniger Freiheit beim Übersetzen hat. Ich würde gerne wissen, wie in einem solchen Fall die textuelle Verarbeitung im Kopf des TRL stattfindet und mit welchen Schwierigkeiten er konfrontiert wird.

## 8. Literatur

### 8.1. Primärliteratur

- Centro Virtual Cervantes: Biografía. Ramón J. Sender Garcés (1901-1982).  
<http://cvc.cervantes.es/actcult/sender/biografia.htm> [letzter Aufruf: 14.06.2013]
- Dizdar, Dilek (2006<sup>2</sup>): 28. Skopostheorie. In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 104-107.
- García Álvarez, Ana María (2008): "Der translatorische Kommentar als Evaluationsmodell der studentischen Übersetzungsprozesse." *Lebende Sprachen* 1/2008, 26-31.
- Göpferich, Susanne (2006<sup>2</sup>): 17. Text, Textsorte, Texttyp. In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 61-63.
- I.E.S.: Ramón J. Sender. <http://centros4.pntic.mec.es/ies.ramon.j.sender/sender.htm#rep> [letzter Aufruf: 14.06.2013]
- Kolb, Waltraud (2006<sup>2</sup>): 78. Sprachvarietäten (Dialekt/Soziolekt). In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 278-280.
- Kupsch-Losereit, Sigrid (2006<sup>2</sup>): 18. Psycholinguistik. In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 64-66.
- Kußmaul, Paul (2006<sup>2</sup>): 13. Semantik. In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 49-52.
- Kußmaul, Paul & Hönl, Hans G. (2006<sup>2</sup>): 47. Einblicke in mentale Prozesse beim Übersetzen. In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 170-177.
- Markstein, Elisabeth (2006<sup>2</sup>): 81. Realia. In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 288-291.

Martín de León, Celia & Witte, Heidrun (1998): *Imagina (lo) que traduces*. Orero, Pilar: Actes del III Congrés Internacional sobre Traducció 1996. Actes; Barcelona: 1998, 553-564.

Neubert, Albrecht (2006<sup>2</sup>): 15. Pragmatik. In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 56-58.

Nord, Christiane (2002): *Fertigkeit Übersetzen. Ein Selbstkurs zum Übersetzenlernen und Übersetzenlehren*. Alicante: Editorial Club Universitario.

[http://books.google.es/books?id=i6H\\_rLIg7EC&pg=PA73&lpg=PA73&dq=christiane+nord+dokumentarische+%C3%BCbersetzung&source=bl&ots=tRO4o5xMDR&sig=KrCP2TDNKVLI7WWzJeYQNeHz\\_k&hl=es&sa=X&ei=99egUZyyPNSp7AbDvoEw&ved=0CG8Q6AEwCQ#v=onepage&q=dokumentarische%20%C3%BCbersetzung&f=false](http://books.google.es/books?id=i6H_rLIg7EC&pg=PA73&lpg=PA73&dq=christiane+nord+dokumentarische+%C3%BCbersetzung&source=bl&ots=tRO4o5xMDR&sig=KrCP2TDNKVLI7WWzJeYQNeHz_k&hl=es&sa=X&ei=99egUZyyPNSp7AbDvoEw&ved=0CG8Q6AEwCQ#v=onepage&q=dokumentarische%20%C3%BCbersetzung&f=false) [letzter Aufruf: 18.06.2013]

- (2006<sup>2</sup>): 40. Ausrichtung an der zielkulturellen Situation. In: Snell-Hornby et al. (Hrsg.) (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*, 144-146.

- (2009<sup>4</sup>): *Textanalyse und Übersetzen. Theoretische Grundlagen, Methode und didaktische Anwendung einer übersetzungsrelevanten Textanalyse. 4., überarbeitete Auflage*. Tübingen: Julius Groos Verlag.

Sender, Ramón J. (1962): *La Tesis de Nancy*. Mexiko D.F.: Ediciones Atenea.

Snell-Hornby, Mary (1994): *Translation Studies. An Interdiscipline*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins.

<http://books.google.es/books?id=TCvB2DN6i9kC&pg=PA381&lpg=PA381&dq=bottom+up+prozesse+translation&source=bl&ots=eRSHxUn1XA&sig=2KzoGal5xYCSKtFf7FfqmL0hik&hl=es&sa=X&ei=gQKeUeenKJCQ7AaYyYHwBQ&ved=0CDoQ6AEwAg#v=onepage&q=bottom%20up&f=false> [letzter Aufruf: 18.06.2013]

Snell-Hornby, Mary, Höning, Hans G., Kussmaul, Paul, Schmitt, Peter A. (2006<sup>2</sup>): *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*. Tübingen: Stauffenburg.

Stolze, Radegundis (1994): *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

Stolze, Radegundis (2008<sup>5</sup>): *Übersetzungstheorien. Eine Einführung. 5. Auflage*. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.

Toury, Gideon (1995): *Descriptive Translation Studies and beyond*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins B.V.

Vermeer, Hans J. (1978, 1983): "Skopos and Commission in Translational Action"  
[übersetzt von Andrew Chesterman]. In: Chesterman, Andrew: *Readings in Translation Theory* 1989, 173-187

Witte, Heidrun (2007<sup>2</sup>): *Die Kulturkompetenz des Translators. Begriffliche Grundlegung und Didaktisierung. 2. Auflage.* Tübingen: Stauffenburg.

Scherner, Maximilian (1984): *Sprache als Text.* Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

<http://books.google.es/books?id=46OYJg824FcC&pg=PA215&dq=thema+rhema+abfolge&hl=es&sa=X&ei=7zyvUcmGHvDd7Qa8h4CgAQ&ved=0CG8Q6AEwCA#v=onepage&q=thema%20rhema%20abfolge&f=false> [letzter Aufruf: 18.06.2013]

## 8.2. Sekundärliteratur

Austin, John L. (1972): *Zur Theorie der Sprechakte.* Stuttgart: Reclam.

Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache.* Jena. 2. Aufl., Stuttgart 1965: Gustav Fischer. Neudruck Stuttgart 1982 (UTB 1159).

Fillmore, Charles (1977): „Scenes-and-Frames Semantics.“ Zampolli, Antonio (Hrsg.) (1977): *Linguistic Structures Processing.* Amsterdam: N. Holland, 55-88.

Gülich, Elisabeth & Raible, Wolfgang (1977): *Linguistische Textmodelle. Grundlagen und Möglichkeiten.* München: Fink (UTB 130).

Mentrup, Wolfgang (1982): Gebrauchsinformation – sorgfältig lesen! Die Packungsbeilage von Medikamenten im Schaltkreis medizinischer Kommunikation: Handlungsausschnitt, in Grosse, S. & Mentrup, W. (eds.) (1982): *Anweisungstexte,* Tübingen, 9-55.

Nida, Eugene A. & Taber, Charles, R. (1969): *Theorie und Praxis des Übersetzens, unter besonderer Berücksichtigung der Bibelübersetzung.* Weltbund der Bibelgesellschaften.

Nord, Christiane (1993): *Einführung in das funktionale Übersetzen. Am Beispiel von Titeln und Überschriften.* UTB 1734. Tübingen – Basel: Francke.

- (1997): *Translation as a purposeful activity. Functionalist approaches explained,* Manchester: St. Jerome.

Poyatos, Fernando (1983): *New perspectives in nonverbal communication. Studies in Cultural Anthropology, Social Psychology, Linguistics, Literature, and Semiotics.* Oxford (= Language and Communication Library 5).

Reiss, Katharina (1971): *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik*. München: Hueber (hueber hochschulreihe 12).

Reiss, Katharina & Vermeer, Hans J. (1984): *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen: Niemeyer.

Rosch, Eleanor (1973): „Natural categories.“ *Cognitive Psychology* 4, 328-350.

Schmidt, Siegfried J. (1976<sup>2</sup>): *Texttheorie*. München: Fink.

Searle, John R. (1971): *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt/M: Suhrkamp.

- (1976): „A classification of illocutionary Acts“. *Language in Society* 5, 1-23, S. 10ff.

Vermeer, Hans J. (1978): Ein Rahmen für eine allgemeine Translationstheorie, in Vermeer 1983, 48-61.

Vermeer, Hans J. & Witte, Heidrun (1990): *Mögen Sie Zistrosen? Scenes & frames & channels im translatorischen Handeln*. TEXTconTEXT, Beiheft 3. Heidelberg: Groos.

## 9. Glossar zu „Nancy entdeckt Sevilla“

**Canela** (deutsch: Zimt)

Álvarez, Alfredo I.: *Hablar en español. La cortesía verbal. La pronunciación del español estándar. Las formas de expresión oral*. Oviedo: Ediciones Nobel, S.A. 2005, 79.

[http://books.google.es/books?id=S7lxXOVzkmG&pg=PA79&lpg=PA79&dq=canela+cumplido&source=bl&ots=3dthrZN86L&sig=Xi4TrmkG\\_Fy-EGxetcZSDbDH86k&hl=es&sa=X&ei=hWyCUf2WNKKP7AaK0IGwAg&ved=0CDUQ6AEwATgK#v=onepage&q=canela&f=false](http://books.google.es/books?id=S7lxXOVzkmG&pg=PA79&lpg=PA79&dq=canela+cumplido&source=bl&ots=3dthrZN86L&sig=Xi4TrmkG_Fy-EGxetcZSDbDH86k&hl=es&sa=X&ei=hWyCUf2WNKKP7AaK0IGwAg&ved=0CDUQ6AEwATgK#v=onepage&q=canela&f=false) [letzter Aufruf: 1.06.2013].

**Estar buena** (deutsch: begehrenswert sein)

Carballera Cotillas, Yolanda & Sastre Ruano, María Angeles: *Usos de ser y estar. Revisión de la gramática y constatación de la realidad lingüística*.

[http://cvc.cervantes.es/ensenanza/biblioteca\\_ele/asele/pdf/03/03\\_0297.pdf](http://cvc.cervantes.es/ensenanza/biblioteca_ele/asele/pdf/03/03_0297.pdf) [letzter Aufruf: 01.06.2013].

**Capa y espada Theater** (deutsch: Mantel- und Degentheater)

*Spanisch. Großer Lernwortschatz*. Ismaning: Max Hueber Verlag 2004, 216.

[http://books.google.es/books?id=2N51JIDrmrgC&pg=PA216&lpg=PA216&dq=das+capa+y+espada+Theater&source=bl&ots=Kpxsqlek5y&sig=2EQrPPAO0nht-HLUHUCUo2BdMck&hl=es&sa=X&ei=1IC4UejNAeHE7Ab\\_joHQCQ&ved=0CD4Q](http://books.google.es/books?id=2N51JIDrmrgC&pg=PA216&lpg=PA216&dq=das+capa+y+espada+Theater&source=bl&ots=Kpxsqlek5y&sig=2EQrPPAO0nht-HLUHUCUo2BdMck&hl=es&sa=X&ei=1IC4UejNAeHE7Ab_joHQCQ&ved=0CD4Q)

6AEwBDgU#v=onepage&q=das%20capa%20y%20espada%20Theater&f=false [letzter Aufruf: 1.06.2013].

**Ser un poste** (deutsch: Stillstehen des Stierkämpfers; ohne die Füße zu bewegen)

De Torres, José Calos: *Léxico español de los toros*. Madrid: C.S.I.C. 1989, 360.

[http://books.google.es/books?id=87elfqEQuJYC&pg=PA439&lpg=PA439&dq=malanje+gitano&source=bl&ots=fg1\\_q3fR2J&sig=g9q7YfQ6mip7VAZiyYq2AOmeV-s&hl=es&sa=X&ei=ZHa4UembLdCf7AaDhoDQAg&ved=0CEIQ6AEwAw#v=snippet&q=poste&f=false](http://books.google.es/books?id=87elfqEQuJYC&pg=PA439&lpg=PA439&dq=malanje+gitano&source=bl&ots=fg1_q3fR2J&sig=g9q7YfQ6mip7VAZiyYq2AOmeV-s&hl=es&sa=X&ei=ZHa4UembLdCf7AaDhoDQAg&ved=0CEIQ6AEwAw#v=snippet&q=poste&f=false) [letzter Aufruf: 1.06.2013].

**Parón** (deutsch: intentioniertes Verkürzen des Abstandes zwischen Stierkämpfer und Stier, um das Tier zu bedrängen und zu ermüden)

Diccionario Neotaurómaco.

<http://www.udel.edu/leipzig/010498/elc02068.htm> [letzter Aufruf 3.06.2013].

**Marqués** (deutsch: Marquis)

*Spanisch. Großer Lernwortschatz*. Ismaning: Max Hueber Verlag 2004, 151.

[http://books.google.es/books?id=2N51JIDrmrgC&pg=PA216&lpg=PA216&dq=das+capa+y+espada+Theater&source=bl&ots=Kpxsqlek5y&sig=2EQrPPAO0nht-HLUHUCUo2BdMck&hl=es&sa=X&ei=1IC4UejNAeHE7Ab\\_joHQCQ&ved=0CD4Q6AEwBDgU#v=onepage&q=marques&f=false](http://books.google.es/books?id=2N51JIDrmrgC&pg=PA216&lpg=PA216&dq=das+capa+y+espada+Theater&source=bl&ots=Kpxsqlek5y&sig=2EQrPPAO0nht-HLUHUCUo2BdMck&hl=es&sa=X&ei=1IC4UejNAeHE7Ab_joHQCQ&ved=0CD4Q6AEwBDgU#v=onepage&q=marques&f=false) [letzter Aufruf: 1.06.2013].

**Tía buena** (deutsch: begehrenswerte, attraktive Frau)

Real Academia Española.

<http://lema.rae.es/drae/?val=tia%20buena> [letzter Aufruf: 1.06.2013].

**Die Schlange als Symbol des Unheils im Aberglauben der Zigeuner**

<http://books.google.es/books?id=Dyc4ITvPd2cC&pg=RA1-PA141&lpg=RA1-PA141&dq=schlange+zigeuner&source=bl&ots=SbMW0DoHIH&sig=gCOmNABlQy0K6pC-pXAQk0XP6cM&hl=es&sa=X&ei=UhWJUY6FAcSr7Aa824DoDQ&ved=0CFoQ6AEwBw#v=onepage&q=schlange%20zigeuner&f=false> [letzter Aufruf: 25.05.2013].

**Jumera** (deutsch: Alkoholrausch)

Real Academia Española.

<http://lema.rae.es/drae/?val=jumera> [letzter Aufruf: 1.06.2013].

**Malange** (deutsch: schlechte Laune)

De Torres, José Calos: *Léxico español de los toros*. Madrid: C.S.I.C. 1989, 439.

[http://books.google.es/books?id=87elfqEQuJYC&pg=PA439&lpg=PA439&dq=malanje+gitano&source=bl&ots=fg1\\_q3fR2J&sig=g9q7YfQ6mip7VAZiyYq2AOmeV-s&hl=es&sa=X&ei=ZHa4UembLdCf7AaDhoDQAg&ved=0CEIQ6AEwAw#v=onepage&q=malanje%20gitano&f=false](http://books.google.es/books?id=87elfqEQuJYC&pg=PA439&lpg=PA439&dq=malanje+gitano&source=bl&ots=fg1_q3fR2J&sig=g9q7YfQ6mip7VAZiyYq2AOmeV-s&hl=es&sa=X&ei=ZHa4UembLdCf7AaDhoDQAg&ved=0CEIQ6AEwAw#v=onepage&q=malanje%20gitano&f=false) [letzter Aufruf: 26.05.2013].

## **10. Glossar translationswissenschaftlicher Abkürzungen**

Originaltext – OT

Ausgangstext – AT

Zieltext – ZT

Ausgangssprache – AS

Zielsprache – ZS

Ausgangskultur – AK

Zielkultur – ZK

Translator(in) – TRL

## **11. Originaltext (Erstes Kapitel aus „La Tesis de Nancy“)**

### **CARTA PRIMERA**

#### **NANCY DESCUBRE SEVILLA**

Dearest Betsy: Voy a escribir mis impresiones escalonadas en diferentes días aprovechando los ratos libres.

Como sabes, he venido a estudiar a la Universidad de Sevilla. Pero vivo en Alcalá de Guadaira, a diez millas de la ciudad. La señora Dawson, de Edimburgo, que tiene coche y está en la misma casa que yo, me lleva cada día a la ciudad. Suerte que tengo, ¿verdad? Siempre he tenido suerte.

¿Qué decirte de la gente española? En general, encuentro a las mujeres bonitas e inteligentes, aunque un poco..., no sé cómo decirte. Yo diría afeminadas. Los hombres, en cambio, están muy bien, pero a veces hablan solos por la calle cuando ven a una mujer joven. Ayer pasó uno a mi lado y dijo:

—Canela.

Yo me volví a mirar, y él añadió:

—Canelita en rama.

Creo que se refería al color de mi pelo.

En Alcalá de Guadaíra hay cafés, iglesias, tiendas de flores, como en una aldea grande americana, aunque con más personalidad, por la herencia árabe. Al pie de mi hotel hay un café con mesas en la acera que se llama La Mezquita. En cuanto me siento se acercan unos vendedores muy raros —algunos ciegos—, con tiras de papel numeradas. Dicen que es lotería. Me ofrecen un trozo de papel por diez pesetas y me dicen que si sale un número que está allí impreso, me darán diez mil. Yo le pregunté al primer vendedor que se me acercó si es que tenía él tanto dinero, y entonces aquel hombre tan mal vestido se rió y me dijo: «Yo, no. El dinero lo da el Gobierno.» Entonces resulta que todos esos hombres (y hay millares en Sevilla) son empleados del Gobierno. Pero parecen muy pobres.

¿Sabes, Betsy querida? No hay gorilas en España. Cosa de veras inexplicable. No sé cómo han hecho su *guerra de gorilas* en el pasado por la cual son famosos los españoles en la historia desde el tiempo de los romanos. Tengo que preguntar en la Universidad esta tarde. Aunque me molesta hacer ciertas preguntas, porque hay gente a quien no le gusta contestar. Ayer me presentaron a dos muchachos en la calle de las Serpes, y yo, que llevaba mis libros debajo del brazo y andaba con problemas de gramática, pregunté al más viejo «Por favor, ¿cómo es el imperfecto de subjuntivo del verbo airear?» El chico se puso colorado y cambió de tema. ¿Por qué se puso colorado?

Me suceden cosas raras con demasiada frecuencia. Y no se puede decir que los hombres sean descorteses, no. Al contrario, se preocupan del color de mi pelo y hasta de mi salud. En la puerta del café hay siempre gente joven, y cuando vuelvo a casa veo que alguno me mira y dice «Está buena.» Yo no puedo menos de agradecerles con una sonrisa su preocupación por mi salud. Son muy amables, pero no los entiendo. A veces se ruborizan sin motivo. O se ponen pálidos. Sobre todo cuando les pregunto cosas de gramática.

De veras, a veces no entiendo las reacciones de la gente. Verás lo que me pasó en el examen de literatura clásica. Estaba sentada frente a tres profesores ya maduros, con su toga y un gorro hexagonal negro —el gorro no en la cabeza, sino en la mesa—. Y uno de ellos se puso a hacerme preguntas sobre el teatro del siglo XVII. Tú sabes que en eso estoy fuerte. Bueno, voy a decirte exactamente lo que preguntó y lo que contesté, y tú me dirás si hay algo que justifique los hechos. El profesor me dijo:

—¿Puede usted señalar algún tipo característico del teatro de capa y espada?

—El gracioso—dije.

—Bien. Otro.

—La dueña.

—Otro, señorita.

—El cornudo.

Y los tres profesores, que eran calvos, se pusieron terriblemente rojos, hasta la calva, hasta las orejas. Yo miré disimuladamente a ver si mi vestido estaba en desorden, y luego a mi alrededor por si había sucedido algo inesperado; pero todo era normal.

En fin, me aceptaron el plan de estudios que había hecho cuando decidí venir aquí. Con objeto de celebrarlo fuimos varias muchachas a Alcalá de Guadaíra y las invité a merendar en el café de La Mezquita. Había una tertulia de toreros, seguramente gente de poca importancia, aunque son muy jóvenes y tal vez no les han dado todavía su oportunidad. Hablaban a gritos y yo apunté bastantes palabras que ignoraba. Por cierto que uno de ellos dijo que no torearía si no le *ponían diez mil beatas* delante. Beatas son mujeres piadosas que van a misa cada día. Entonces yo pensé que aquel joven deseaba atraer a la plaza a la población femenina de buenas costumbres. Eso debe dar reputación a un torero. Pero más tarde me dijo Mrs. Dawson que al hablar de beatas tal vez se referían a una moneda antigua que es la que usan los gitanos para sus negocios.

No digo que sea lo uno o lo otro. Sólo digo lo que escuché.

Pero tengo que confesar que con lo de los gorilas estaba equivocada. Toda mi vida he oído hablar de la ferocidad de los gorilas españoles, sobre todo en tiempos de guerra. Ahora, al ver que no hay en España un solo gorila, y preguntar a los profesores de Sevilla, resulta que estamos pronunciando mal u oyendo mal esa palabra en América. No es *gorilas*, sino *guerrillas*, es decir, guerras pequeñas. A mis oídos y a los tuyos, y a los de nuestras amigas, ha sonado siempre gorila. Parece que los españoles son, muy feroces en las pequeñas guerras y no tanto en las grandes. Por eso tal vez no han estado en las últimas guerras mundiales. Y les alabo el gusto. Los toreros jóvenes hablaban con mucho elogio de otro que según ellos no se movía en la plaza. «Es un poste», decían. Hablaban de sus *parones*. Eso de los parones no está en el diccionario. Debe de ser cosa de la pelea con el toro. Pero tampoco entiendo que elogien tanto a un hombre porque no se mueve ni hace nada en la plaza. ¡Un poste! ¿Tú puedes imaginar?

Ayer no hubo clase y dedicamos la mañana a recorrer el barrio de Santa Cruz en Sevilla. Encantador, aunque llega a cansar un poco tanta imitación del estilo californiano, con sus rejas y patios.

Sucedieron cosas inesperadas e inexplicables, al menos para una americana. Encontré por vez primera personas muy poco cooperativas. Al pasar por una callejuela y doblar una esquina para meternos por otra había un zapatero trabajando al aire libre en una mesita pequeña —por lo visto vivía en la casa de al lado—, y al vernos levantó la cabeza y dijo

—Hasta luego, señoritas.

Nosotras seguimos adelante sin saber qué pensar. Poco después, la calle hacía un recodo y vimos que no tenía salida. Cuando volvimos a pasar delante del zapatero, el buen hombre guiñó un ojo sin decir nada. A mí me hizo gracia la ocurrencia, pero Mrs. Dawson estaba indignada por la falta de espíritu *cooperativo* de aquel hombre. Mrs. Dawson no tiene sentido del humor. Y protesta sólo por el gusto de sentirse extranjera y diferente. Ella viaja sólo por eso: por saberse extranjera en alguna parte.

No sé si debo decir que Mrs. Dawson despierta poca simpatía por aquí. Tú sabes cómo es. Tan alta, tan severa y rígida. Este tipo de mujer no gusta en España, creo yo. La verdad es que Mrs. Dawson, aunque usa zapatos bajos, resulta siempre demasiado alta. No es muy agradable hablar de ella en términos de censura, porque me presta su coche y se conduce conmigo generosamente. Todo esto es por decir que allí mismo, en el barrio de Santa Cruz, una mocosuela se quedó mirando a Mrs. Dawson y le dijo

— ¿Volverá usted otro día por aquí, señora?

— ¿Para qué?—preguntó ella.

—Es para acabar de verla. No se la puede ver entera de una sola vez.

Ella se da cuenta de que no la quieren. Pero es natural. Las simpatías y antipatías son recíprocas, tú sabes. Y a ella no le gusta la facilidad de la alegría de esta gente humilde. Parece que Mrs. Dawson, y no lo digo porque me guste criticarla, que ya sabes que le estoy agradecida, querría que la gente fuera seria, grave y un poco triste. Yo no comprendo para qué. Bueno, pues tampoco a las gentes del pueblo les gusta Mistress Dawson, que va con dos libros bajo el brazo, una Biblia y un diccionario, y que usa unas gafas muy gruesas con lentes color rosa. Para completar la estampa lleva unos zapatos enormes. Y aquí eso es importantísimo.

A propósito de los zapatos (te agradeceré que no lo digas por ahí, porque hay en Lake Forest conocidos de la señora escocesa), pasando frente a un cafetín oímos a un liampiabotas decirle a otro

—María Santísima, ¿has visto qué zapatitos gasta la señora? ¿Será que en su país duermen de pie?

La verdad es que yo, me mordí los labios para aguantar la risa, pero mi amiga tal vez se dio cuenta, aunque no estoy segura, porque, tú sabes, esas escocesas no pierden nunca la cara. Al día siguiente me llevó como siempre a Sevilla.

Si vienes a España, Betsy, te aconsejo que no hagas preguntas a la gente sobre gramática. Todos cambian de tema y ponen gesto agrio. La gramática no es popular en este país, al menos en Alcalá de Guadaíra y en Sevilla. Ayer le pregunté al dueño de la farmacia del barrio el subjuntivo de otro verbo. El me dijo que era una pregunta muy graciosa y me presentó a su mujer.

Por lo demás, la vida es más que agradable y más que cómoda. Es de veras *exciting*. La gente, las cosas, todo.

No he comenzado a estudiar aún seriamente porque quiero documentarme y atermperarme al país. Todo es de veras encantador, y a mí me convenía una experiencia como ésta para compensar los complejos que me da el cuarto matrimonio de mi madre. Tú sabes.

Pero dejemos los temas tristes.

Estoy indignada por la conducta de algunos americanos que piden en los cafés productos de América y protestan si no se los dan. Y de su incultura cuando piden *Sherry* y rechazan la botella donde dice Jerez porque creen que los engañan.

Estos últimos días no me ha sucedido nada importante, pero a siete estudiantes extranjeros y a mí nos han invitado a comer en Sevilla en el palacio del marqués de Estoraque (creo que escribo bien el nombre, pero no lo juraría), adonde nos llevaron para ver cómo es una casa típica por dentro. Todo era oscuro y solemne, con muchos crucifijos y muchas madonas, algunas de Murillo y verdaderas, quiero decir originales. Los muebles imitaban el estilo colonial del sur de los Estados Unidos. Todo olía a cera y —Dios me perdone, no me gusta criticar— a orines de gato.

Vimos al marqués y a la marquesa, ya viejos. Muy viejos, creo yo. En los setenta y tantos. Te digo la verdad, se ve la grandeza y la antigüedad de esa gente. Pero no tuve ocasión de hablar con ellos, porque preferían a los turistas que no hablaban español para practicar con ellos su horrible inglés. No es que sea malo, pero tiene un acento insular intolerable para mí. Ya sabes que yo nunca he tragado el acento británico. Bueno, dos días más tarde fuimos a comer a casa de los marqueses. Antes anduvimos dos amigas y

yo en el coche de Mrs. Dawson por toda la ciudad, y casi por toda la provincia, para hacer tiempo. Nos habían citado a las nueve para comer a las diez. Pero a las ocho yo estaba ya muerta de hambre. Tú sabes que ahí comemos a las seis.

Pasábamos delante de los restaurantes mirando con ojos agónicos a la gente que comía. Mistress Dawson nos dijo que era de mal gusto ir invitada a un *dinner* sin apetito, y no comimos nada hasta llegar a casa de los marqueses. No era fácil aguantarse, no creas.

A las nueve en punto estábamos allí. Aunque había luz eléctrica en la escalera, nos esperaba un criado de calzón corto llevando un candelabro con muchos brazos encendidos. En el cuarto de al lado estaban los marqueses vestidos de gala. Te digo que todo tenía un aire de veras chic. El mayordomo decía nuestros nombres desde la puerta al entrar nosotros, en voz alta. Todavía no sé cómo se enteraba.

El marqués habló con todas antes de la comida, pero conmigo se detuvo más tiempo. Nos dieron manzanilla, un vino parecido al *sherry* inglés, pero insípido, y ni siquiera estaba verdaderamente frío. Después de algunos vasos sentía el calorcillo en la sangre y quería más. Creo que ese vino hay que conocerlo para que le guste a una, como la música demasiado buena.

Luego he sabido que ese vino es la *crème de la crème* y lo tomaban ya los tartesios en tiempos de Salomón. (Las cosas son aquí de una antigüedad obscena.)

Nos dieron muchos aperitivos. Y aunque comí bastante de todos ellos, a la hora de sentarnos a la mesa tenía más hambre que cuando llegué. Extraño, ¿verdad? Creo que todas las cosas eran estimulantes, saladas, picantes y hasta un poco amargas. Mrs. Dawson hablaba con desdén de los aperitivos americanos, que a veces son dulces. No sé qué quería decir. El marqués me miraba sonriente y parecía pensar: esta escocesa no deja pasar ocasión sin meterse con los americanos.

Me pusieron a la derecha del marqués, lo que no creo que era muy correcto estando Mrs. Dawson. Pero mentiría si dijera que me desagradó. A John McGregor, aquel joven que en verano trabajaba como ayudante del sepulturero y estudiaba antropología contigo el año pasado, le pusieron a la derecha de la señora. No tenía ropa de gala, pero llevaba un traje negro con corbata negra de lazo, que resultaba bien.

Comimos igual que en los palacios de las *Mil y una noches*. Cinco *courses*. Ya digo que tenía hambre y apenas si escuchaba al marqués mientras quedó un hueco en mi estómago. Figúrate diez horas habían pasado desde el *lunch*.

El marqués me preguntaba qué era lo que me había gustado más en Sevilla. Lo dije:

—La catedral y la Giralda.

Entonces el marqués, tal vez agradecido porque debe de ser muy patriota, mientras comía con la mano izquierda, con la derecha se puso a hacerme masaje en una rodilla. ¡Cosa más extraña! Debe de ser una costumbre española. Tiene fama España de ser muy hospitalaria a la manera de los pueblos orientales y esa debía de ser una atención tradicional con los huéspedes. Yo seguía comiendo con un hambre terrible. De vez en cuando miraba al marqués, sonreía y le decía

—Muchas gracias, señor marqués.

Con eso quería decirle que no se molestara más. Pero él seguía dándome masaje. Supuse que tal vez la marquesa estaba haciendo lo mismo con John. Pero luego supe que a John no le había hecho masaje nadie. El marqués me dijo:

—¿Sabe usted que la catedral de Sevilla es la más grande del mundo?

—Era, pero ya no lo es.

Recordaba yo que la catedral de Saint John de Nueva York, copiada de la de Sevilla, la hicieron un metro más ancha en su base para quitarle prioridad a la de aquí. Al oírme decirlo, el marqués se detuvo un momento, sorprendido.

Luego volvió a su masaje. No quería que Sevilla dejara de tener alguna cualidad extraordinaria, y me dijo que la torre de la catedral es la única en el mundo a la que se puede subir a caballo. Esto sí me pareció fantástico. No sabía si creerlo. ¿Cómo es posible que un caballo suba tantas escaleras? El marqués me dijo que no había escaleras, sino una rampa con el suelo de tierra apelmazada.

—¿Y quién sube a caballo?—pregunté.

—Oh, nadie. Nadie ha subido desde el tiempo de los Abderramanes, creo yo. ¿Para qué?

Oírsele decir y entrarme unas ganas tremendas de subir yo fue todo uno. Ya me conoces. Si subo a la Giralda a caballo—me decía—, haré algo que no ha hecho nadie desde los Abderramanes. La cuestión era conseguir un caballo. Desde que estoy en España sueño con pasear alguna vez a caballo. En el país más caballeresco de Europa, parece natural.

Antes de salir de la casa del marqués, cuando nos despedíamos, le di las gracias a la manera americana, citando cada cosa agradable. Le di las gracias por su

conversación, por la comida y también «por el masaje». Al decir esto último vi que su frente pálida se ponía sonrosada. Entonces miré a la marquesa y vi que estaba un poco más pálida. Los otros no comprendían. Yo no estoy segura de comprender tampoco. Pero en cada país hay que respetar las costumbres.

Salimos y me vine a Alcalá con Mrs. Dawson, quien se hacía lenguas de la elegancia de aquella mansión y me decía: «Yo me he entendido siempre muy bien con la aristocracia o con el pueblo bajo. Pero la clase media me crispera los nervios.»

¿Tal vez porque los americanos somos todos clase media? Pero no quiero entrar en hipótesis que harían más difícil mi amistad con esa señora. En definitiva, se está portando bien conmigo.

Ha venido la sobrina de Mrs. Dawson, que estaba en Córdoba. Es de mi edad y no sabe más de diez palabras españolas. Lo peor es que está siempre queriendo hablar español con todo el mundo. Naturalmente, nadie la entiende.

Ayer estuvimos en un *tea party* que dieron a las Dawson sus amigas de Sevilla. Había mucha gente joven y la fiesta fue un éxito, aunque no para mí. Sigo creyendo que hay un misterio en las costumbres de estas gentes, sobre todo en los hombres, y en su rubor y su palidez. Verás lo que pasó. No hubo masaje en las rodillas ni se ruborizó nadie, pero sucedieron otras cosas no menos extrañas. En primer lugar, la estrella del *party* fue la sobrina de Mrs. Dawson. ¿Cómo? No podrías imaginarlo. Lo consiguió con su manera de hablar español. Ya digo que no sabe más de dos docenas de palabras y las coloca mal. Bueno, pues estábamos en una enorme habitación con los balcones abiertos, y unos muchachos se pusieron a examinarla en broma para ver cuánto español sabía, la chica fue colocando sus frases como una pava: «*Mi padre es viejo; mi madre, rubia; mi hermana, pequeña; mi vecina, hermosa...*» Y otras cosas por el estilo. Un chico que creo que me hace la corte, y a mí no me gusta porque no es calé (yo debo aprovechar el tiempo, y si tengo algún romance, será con un gitano que me ayude a entender ese mundo), me preguntó:

— ¿Y Mrs. Dawson? ¿Qué es Mrs. Dawson?

La chica dijo

—Ella es una tía.

Todos los hombres se soltaron a reír. Algunas muchachas se ruborizaron. Esta vez el rubor les tocaba a ellas.

— ¿Dice que es una tía? —preguntaba mi galán.

—Sí. Es una buena tía.

Algunos jóvenes parecía que se iban a descoyuntar de risa. La chica estaba encantada y yo no acababa de entender lo que sucedía. Mucho *charm* tenía que tener aquella mocita para conseguir tanto éxito con aquellas tonterías. O mucho gancho. O *sex appeal*.

Poco después vi una guitarra en un rincón y la cogí y me puse a templar. Tú sabes que toco algunos corridos y otras canciones mejicanas que aprendimos juntas en aquel verano encantador de 1951 en Jalisco. Al verme con la guitarra, vinieron a mí los muchachos. Yo me hice rogar un poco, advirtiendo que sólo sabía canciones mejicanas, pero lo mejicano les gustaba, según dijeron. Y me puse a tocar y cantar aquella canción antigua que dice

*Yo te sarandeo,  
culebra,  
y no me haces nada,  
culebra;  
y yo te emborracho,  
culebra,  
y no me haces nada,  
culebra;  
y yo te prevarico,  
culebra,  
y no me haces nada, culebra....*

(La cantaba bastante bien, modestia aparte.) ¿Te acuerdas de esa canción? Se dicen más de cincuenta cosas diferentes sobre la culebra, siempre repitiendo esta palabra. En cuanto la dije dos o tres veces, comenzaron a ponerse todos muy serios. Esta vez no era rubor, sino palidez. Algunos se apartaron y fueron al piano y pusieron las dos manos abiertas encima. Otros corrían a las puertas y ponían el dedo índice y el meñique de la mano contra las fallebas de metal. Como vieron que yo seguía adelante con la canción, me miraron como a un monstruo y comenzaron a salir del cuarto.

Parecía que mientras yo cantaba, alguien estaba sacando a toda aquella gente la sangre de las venas. Total, que cuando acabé no quedaban allí más que los americanos. ¿No fue horrible? La sobrina de Mrs. Dawson no tiene la culpa de nada de esto, pero cuando salimos vi que se alegraba, lo que me hace recordar eso de la «pérfida Albión».

Pero tal vez soy injusta y hablo por resentimiento. O respiro por la herida, como dicen aquí.

He estado en una corrida de toros que ha resultado bastante aburrida. Los toreros salieron en varias filas, envueltos en una manta de colores bordada en oro y plata. Debía de darles un calor infernal. Sin embargo, la llevaban bien apretadita por los riñones. No sé cómo aguantaban con este sol de Sevilla. (Un sol de veras obsceno.)

Mientras caminaban, la banda de música tocaba una marcha; pero los toreros ni siquiera marcaban el paso, lo que hacía un efecto torpe e indisciplinado.

Un caballo iba delante con su jinete.

Aquí la disciplina no cuenta mucho, la verdad, lo mismo en la plaza de toros que en otras cosas. Por fin salió el toro. Había en el ruedo —así se dice— más de quince personas, todas contra un pobre toro indefenso. Y el animal no atacaba nunca a las personas —era demasiado bondadoso y humanitario—, sino solamente a las telas que le ponían delante. Con toros que no atacan más que a la tela, cualquiera podría ser torero, ¿verdad? Pero yo no lo sería a ningún precio, aunque se dice que hay mujeres toreras. Los americanos que estaban conmigo reaccionaron igual que yo. Tal vez porque en nuestro país todo el mundo toma leche y amamos a las apacibles vacas y a sus maridos. Aquí sólo toman leche los bebés. Bueno, tengo motivos para pensar que a Mrs. Dawson le gustaron los toros. No me extraña, porque es escocesa y cruel. Por Dios, no repitas estas palabras en Lake Forest. No me gusta censurar a nadie. Aunque Mrs. Dawson vive en Edimburgo y tú en Lake Forest y yo en Alcalá de Guadaira (Sevilla), las noticias desagradables siempre circulan de prisa.

He recibido tu carta y las fotos de Lake Forest. Encantador todo. Yo espero echar al correo esta carta dentro de unos días. Quiero que tenga veinte páginas, siguiendo la costumbre que establecimos en 1951 para contarnos nuestros viajes. ¿Te acuerdas?

Ayer compré en la calle una cosa que llaman buñuelos. En Alcalá los hacen cada día. Compré tres, y al preguntar el precio, me dijo la vendedora:

—Seis reales, señorita.

Yo no sé lo que son seis reales. No consigo comprender las maneras populares de contar la moneda. Si me sacan de pesetas y céntimos, estoy perdida. Con los gitanos, que cuentan en beatas, no quiero tratos. Dejo que pague Mistress Dawson y le pregunto

después cuál es mi parte, para abonársela. La mujer de los buñuelos me miraba extrañada, como pensando: «¿No sabe lo que son seis reales y anda sola por el mundo?»

Los buñuelos son muy sabrosos, pero no sé cómo decirte. Creo que en los Estados Unidos tendrían éxito si les pusieran dentro crema o fruta en almíbar y los envolvieran en papel de estaño por razones de higiene. Bueno, yo te diría que el buñuelo es una cosa que la comes y es mentira. Esto último es lo que desagrada.

Ayer me sucedió algo de veras trágico. Había un acto oficial en nuestra Universidad, bajo la presidencia del mismo rector, un hombre poco atlético, la verdad, cuyo discurso iba a ser la parte fuerte del programa. Habló muy bien, aun-que manoteando demasiado para mi gusto, y luego todo el mundo se puso de pie y aplaudió. Como yo quería demostrar mi entusiasmo a la manera americana, me puse dos dedos en la boca y di dos o tres silbidos con toda mi fuerza. No puedes imaginar lo que sucedió. Todos callaron y se volvieron a mirarme. Yo vi en aquel momento que toda aquella gente era enemiga mía. Había un gran silencio y se podía oír volar una mosca. Luego se acercaron dos profesores y tomaron nota de mis papeles de identidad. Mistress Dawson estaba conmigo y se portó bien, lo reconozco. Explicó que en América silbamos para dar a nuestros aplausos más énfasis. Entonces un profesor, sonriente, me preguntó:

— ¿Eso quiere decir que le ha gustado el discurso del rector?

Yo no podía olvidar las miradas de un momento antes y dije secamente que me negaba a contestar sin hablar antes con mi cónsul. Entonces parecieron todos dolidos y amistosos y me miraron con simpatía. No creo que el incidente influya en mis exámenes. En el fondo, ruborizados o pálidos, estos viejos son caballerosos. Aunque pasará algún tiempo antes que los entienda.

(Repito que Mrs. Dawson esta vez se portó bien. A cada cual, lo suyo.)

Te envió muchas noticias como ves. Aunque no tengo nada contra la sobrina de Mrs. Dawson, tampoco es la persona con quien querría vivir en una isla desierta. Primero, su acento escocés lleno de erres. Luego, su manera de conducirse con los gitanos. Cree como yo que los gitanos son la sal de la tierra. Pero no sabe tratarlos; es decir, piensa en ellos como una lectora apasionada de Borrow. Y se extraña, por ejemplo, de que mientan... Es decir, no es que mientan, porque a nadie engañan con sus mentiras, la verdad. Pero adulan a todo el mundo de una manera ofensiva para algunos puritanos ingleses a quienes sólo gustan los gitanos en la poesía de Lorca.

El otro día estábamos en mi café y se acercó una gitana. Le dijo a mi amiga

—Anda, condesita, que te voy a decir la buena ventura.

Mi amiga quería que yo le tradujera aquellas palabras y las traduje, pero me callé eso de condesita. Ella se dio cuenta y yo, para cubrirme, dije: «Bueno, te ha llamado condesa; pero eso lo hacen con todas. Adulan siempre a todo el mundo. A un soldado le llaman coronel, a un cura le llaman arzobispo.» En aquel momento la gitana se dirigía a mí

—Habla en cristiano, pajarito de oro de la California, que yo te entienda.

A ella la llamó otra vez condesa y a mi pajarito de oro. Yo, la verdad, prefiero que me llamen «pajarito de oro», porque los títulos de aristocracia en América son vejez y tonterías. Pero las escocesas no lo creen así. Estaba ella tan contenta que le dio a la gitana un duro. Yo le dije que la misma gitana me había llamado un día emperatriz —y de hacer lo mismo, habría tenido que darle cien pesetas—, pero que ahora somos amigas y sólo me llama estrellita del alba o cosas por el estilo. No sé si mi amiga me escuchaba. El caso es que me trataba ligeramente como si yo fuera su azafata. Es una bonita palabra: azafata. La aprendí hablando con la marquesa del Estoraque. Quiere decir la dama que viste a la reina.

Como ves, voy entrando en la vida sevillana, pero más que los marqueses me interesan los gitanos. ¿Qué interés antropológico tiene un marqués? ¿Quieres tú decirme?

Mrs. Dawson ha invitado a sus amigas de villa a un *pic nic* para devolverles la invitación aquella, la del día desgraciado en que yo canté la canción de la culebra. Me ha pedido que le prometa seriamente que no voy a tratar de cantar nada. No sé por qué. Yo nunca he presumido de voz ni me he considerado una artista. Tampoco canto más que rarísima vez y entre amigos. No hay nada más horrible que esas viejas de cuello de avestruz que se están con un aria y una romanza y una balada toda la tarde mientras sus invitados disimulan los bostezos. No lo digo por tu tía Mrs. Davis, que al menos canta como un ángel y tiene el buen humor de declarar que da dos notas más altas que el grillo.

Bueno, creo que no soy tan dócil como Mistress Dawson querría. Le dije que cuando tengo ganas de cantar, canto y no hay quien lo pueda impedir, y que soy ciudadana de un país libre, y que hace muchos años que hemos dejado de ser colonia de Inglaterra. «Por desgracia para ustedes», dijo ella. ¿Qué te parece? Más tarde

comprendió Mistress Dawson que había sido impertinente y vino a darme explicaciones.

Estoy muy contenta porque he conseguido un caballo para subir a la Giralda. No ha sido cosa fácil. Pero voy a contarte la fiesta de Mrs. Dawson, que tiene mucha miga. Hizo una pifia enorme, aunque la corrigió a tiempo. Tonta no es, claro que no.

El *pic nic* era a tres millas de la ciudad, al lado del río, en un lugar muy hermoso. Si alguna vez he sentido no haber continuado con mis clases de pintura en la Universidad fue entonces, delante de aquel paisaje. El río traía poca agua, pero era bastante ancho. En la orilla contraria había una venta que llamaban del Cernijón, un sitio a donde van los trasnochadores a beber y pelear. También juegan a un deporte raro, del que he oído hablar vagamente, que llaman jumera. Se trata de atrapar la jumera, que debe de ser una especie de balón.

Mrs. Dawson hizo un error tan grande en el *pic nic*, que yo me pasé la tarde muerta de vergüenza diciendo a todo el mundo que ella era inglesa y yo americana y que teníamos costumbres y orígenes distintos. Es decir, que no nos confundieran. Consistió el error en no llevar otra bebida que leche fría y limonadas. Los hombres estaban perplejos. Pero de las consecuencias de ese incidente vino el tener yo un caballo para subir mañana a la torre de la catedral. Se me acumulan los recuerdos y quisiera decirlo todo a un tiempo. Verás lo que pasó.

Había más de treinta invitados, que llegaron en seis o siete coches. La comida estuvo bien, de eso no tengo nada que decir. Sólo que no había vinos. Cuando yo se lo dije a Mrs. Dawson, ella levantó la nariz y dijo que era una cuestión de principios.

—Yo la he visto a usted tomar vino en casa del marqués —le dije.

Confesó que bebía una copa cuando la invitaban porque no le gustaba desentonar y llamar la atención. Pero no ofrecía nunca vino a sus huéspedes. Los chicos invitados tomaron la cosa con calma, aunque se cambiaban miradas y palabras en voz baja. Tres o cuatro de ellos hacían comentarios con una especie de humor asesino. Yo no podía menos de reírme. Que si tal, que si cual, que si Mrs. Dawson nos había llevado a la orilla del río para un caso de sed apremiante y otras cosas.

Había algunas chicas sevillanas que iban y venían con sus zapatos altos y sus pasitos de gacela. Esos andares de las españolas me parecen, como te dije, un poco afeminados. La sobrina de Mrs. Dawson cree, por el contrario, que los movimientos de las españolas cuando caminan son encantadores, y que nosotras las americanas andamos

como soldados de infantería o como albañiles. Es un punto de vista que he oído otras veces y que no comparto.

Algunos chicos decidieron por fin que querían un poco de vino y propusieron ir a buscarlo a la Venta del Cernijón. Alguien habló de vadear el río. Dándose cuenta entonces de su pifia, Mistress Dawson consultó con su sobrina, y ella, que todo lo arregla con los gitanos, dijo que cerca había un campamento de calés —así se llaman ellos entre sí y a nosotros nos llaman payos— y que tenían burros de alquiler. En uno de ellos o en dos podían pasar el río a pie seco los que estuvieran más necesitados de vino. Sin decir de qué se trataba, la misma Mrs. Dawson preguntó cuántos eran los que querían ir a la venta. Eran cuatro chicos, una chica y yo. Seis. La escocesa y su sobrina fueron al campamento y pidieron un burro de alquiler. Cometió la buena señora la imprudencia de decir que el burro tenía que ser larguito, porque era para seis personas. Hubieras visto tú al viejo gitano mirando a las dos mujeres con ojos como filos de navaja.

El pobre hombre no acababa de creerlo:

— ¿Dice uté zeí, zeñora? La zeñora ze equivoca. Lo que buzca la zeñora e un tranvía.

Mrs. Dawson insistía. Los gitanos le demostraron que no había un burro tan largo y le propusieron que alquilara dos. El gitano más viejo la miraba de reajo y decía a otro más joven que estaba a su lado: «Eztas zeñoras zon laz que traen el malange de las Californias.» Mrs. Dawson, alzando la nariz, preguntó

— ¿Qué es malange?

—Mal vahío, zeñora.

— ¿Qué es mal vahío?

—Mala zombra, zeñora. Que zea larguito, que e para zeis. Eza e una manera de zeñalá que mardita zea mi arma.

Yo tampoco entendí aquello, aunque más tarde me lo explicaron mis amigos en la venta. Parece que los gitanos pueden tolerarlo todo en la vida menos la falta de gracia. La mala sombra es la falta de gracia. Creen que cuando uno se conduce con malange trae alguna forma de desgracia. Y el gitano miraba sus burros con ternura.

No puedes imaginar hasta dónde Mrs. Dawson, como buena escocesa, puede ser tacaña. No digo que no sea capaz de generosidad en las cosas grandes. Pero en las pequeñas es horrible. Antes de gastar una libra le da catorce vueltas para convencerse de

que no va a haber un solo penique mal empleado. En fin, muy contra su voluntad alquiló los burros, y el gitano mismo los trajo a la orilla donde estábamos todos. Entonces yo le pregunté si tenía caballos y él dijo que sí.

— ¿Quiere alquilarme uno mañana?

— ¿Para cuántas personas, por un casual

— Para mí sola.

Y bajando la voz añadí: «Yo no soy del país de esa señora.» Eso le tranquilizó. Pero no habíamos terminado. El gitano era seco y flaco y echaba alrededor miradas asesinas no sé por qué. Al fin comprendí que buscaba con los ojos los cestos de las botellas, y dijo que había mucha sequera en el aire y que le caería bien un buchito de vino. Yo le dije que no lo había y que aquella señora Dawson no tenía más que leche o limonada.

— ¿Eztán uztés enfermos? —preguntó en serio.

Le dije que no, y él, no muy convencido, dijo: «Vaya, me alegro tanto.» Volvimos a hablar del caballo que yo necesitaba para el día siguiente.

— ¿Qué clase de caballo es el que puede usted ofrecerme?—pregunté.

— El animalito e manzo como una borrega der portá de Belén. Pero dígame su mersé. ¿Para qué lo quiere, zi no e incomodidá?

— Para subir a lo alto de la Giralda.

— Señora, ¿usté cree que er animalito e una cigüeña?

Entonces yo le expliqué que no se trataba de volar y que la torre tiene por dentro una rampa de tierra en lugar de escaleras y que en tiempos de Abderramán subían los caballos hasta el minarete sin dificultad. Yo haría lo mismo que hacían en tiempos de Abderramán. Yo sola.

— ¿Asmelrramán era antes de la guerra? —Sí, claro.

— ¿Era eze señó de la familia de usté, dicho zea zin fartá?

— No. Eso pasó hace más de mil años.

El gitano, receloso, dijo que se informaría sobre el piso de tierra apelmazada de la Giralda y me daría su respuesta.

Fuimos en dos burros al otro lado del río. Los chicos nos convidaron a manzanilla, y una hora después estábamos de vuelta. Mrs. Dawson había corregido su falta muy bien y añadió con los burros un toque pintoresco a la fiesta. Ya ves, Betsy, que no soy injusta con ella.

Cuando los chicos bebieron bastante, nos dispusimos a volver, y uno de ellos dijo que quería ser mi caballero y que cruzaría el río a pie llevando a mi burro del ronzal. Se habían instalado cuatro personas encima del otro, y en el mío, yo sola con un niño de dos años que me confió una gitana para que lo llevara a su madre, que estaba precisamente en el campamento. Iba sentada yo con el niño en la falda. Delante, un poco mareado por el vino, mi caballero con el pantalón remangado y el agua a las rodillas. Los otros nos gritaban

—Parecéis la Sagrada Familia.

—Niños, no habléis de eso, que el animalito se arrodilla.

Y era verdad, por las irregularidades del lecho del río. Es decir, no llegaba a arrodillarse, pero hacía genuflexiones.

Por fin, volvimos al lado de Mrs. Dawson. El gitano se había enterado de que yo tenía razón al hablar de las rampas de tierra de la Giralda. No tenía inconveniente en alquilarme el caballo con dos condiciones. Me entregaría el animal al pie de la torre y allí esperaría para recogerlo cuando yo bajara. Además, no debía montarlo nadie más que yo. Me pidió diez pesetas, y yo le prometí quince, lo que pareció escamar un poco al gitano. Mañana será la aventura. Yo quería ser la única mujer que ha subido a caballo a lo alto de la Giralda, al menos desde el tiempo de los Abderramanes.

Mrs. Dawson decía que era una extravagancia de mujer americana. Su sobrina evita hablar de eso. Por envidia, claro.

Pues bien, aquí me tienes. Soy una mujer histórica, con «o», no con «e». Histórica (no histérica, por favor). El chico que hizo ayer de caballero, y que me gusta bastante, vino a hacerme fotos; pero desde abajo apenas si se verá la cabeza del caballo asomada a lo alto. Quería venir conmigo hasta arriba el caballero, y yo no sabía qué contestarle. Pregunté a una amiga sevillana, y me dijo que por nada del mundo aceptara, y que si el chico insistía, le dijera que para ir a la torre conmigo tenía que pasar antes por la capilla. Seguí su consejo. El chico se puso blanco como el papel y no dijo nada.

Parece que me hace la corte ese chico, pero como no es calé, mi romance con él sería poco práctico. El se quedó abajo y yo subí.

He hecho algo memorable. ¿No es hermoso? ¿No estás orgullosa de mí? Verás cómo fue. Abajo, a la hora señalada, estaban los dos gitanos con el caballo enjaezado. Esperaban en el patizuelo de piedra rodeado de naranjos por donde se entra a la torre. Tenía el caballo un clavel en la oreja izquierda. El gitano decía

—Aquí ze lo traigo más galán que el rey Zalomón.

Yo llevaba una falda de tenis cerrada por el medio y monté a caballo. Entré en las sombras del interior de la torre temblando de emoción.

Oí la palmada que el gitano le dio al rey Salomón en el anca. El animal subía un poco nervioso. Yo tenía que inclinarme hacia adelante porque la rampa era muy empinada. Te digo la verdad, Betsy. Cuando calculé que estaba ya muy arriba, tuve un poco de miedo. Por algunas ventanas moras que se llaman ajimeces veía abajo la calle, los naranjos pequeñitos y la gente como pulgas, que iban y venían. Y también a mi caballero, que estaba mirando a lo alto como un payo. Aquellas vueltas en la oscuridad me mareaban un poco. El nombre de la torre —Giralda—viene de eso. De que hay que subir girando. A las torres pequeñas las llaman Giraldillas. ¿No es interesante?

Por fin llegué arriba. El caballo, cubierto de sudor y acostumbrado a dar vueltas en torno al eje de la torre, siguió dándolas alrededor del minarete. Yo estaba quemándome de orgullo por dentro. ¡Qué hermoso es hacer algo grande, Betsy! Allí yo, a caballo, en lo alto de la torre, rozando con la cabeza las columnas del minarete final. Diez siglos me contemplaban desde el cielo y mi caballero desde la tierra. Pero ya te he dicho antes que el caballero no es calé.

Los muros estaban llenos de marcas y nombres. Había también un letrero en inglés —eso me ofendió— que decía: «Tim loves Mary.» Muy *anticlimax*. Pero desde la cima de mi conciencia histórica te digo la verdad: me sentí un ser nuevo y superior. En aquel momento estaba flotando en las nubes. Era como un ángel del medioevo, árabe o judío, a caballo buscando mi lugar entre las principalidades del cielo.

Me habría quedado allí todo el día, pero mi caballero se impacientaba y me dispuse a bajar. No era tan fácil como subir. En cuanto el caballo entró en aquel túnel descendente tuve la impresión de que iba a caer por encima de las orejas. Entonces tiré de la rienda hasta hacerlo ladearse, y cuando estuvo atravesado en la rampa, yo me di la vuelta en la silla y me senté al revés. La cosa era mejor, aunque un poco chocante. Pero nadie nos veía. Y seguimos bajando, yo de espaldas a la cabeza del caballo e inclinada sobre sus cuartos traseros.

Salimos al patizuelo de piedra donde esperaban los dos gitanos. Al verme, el más viejo comenzó a decir maldiciones entre dientes. El otro me ayudó a bajar. Pero el viejo iba y venía murmurando:

—Ya sabía yo que ar caballito iba a pazarle argún desavío. En mi vida no he vizto una asaúra como esta de los que vienen de las Californias. Unos piden un burro largo para zeis payos y otros montan loz caballoz ar revés. Mardita sea la puente de Triana.

Yo le dije que no había otro modo de bajar de la Giralda a caballo y que el mismo Abderramán bajó probablemente así. El gitano hizo un gesto agónico y me suplicó:

—No me lo miente usted ar zeñó Armelrramán, zeñorita.

¿También debía tener mala sombra aquel nombre? La verdad, a mí me gustan los gitanos, pero a veces me resultan demasiado peculiares.

Les di su dinero y salieron de prisa sin saludar ni volverse a mirarme. En aquel momento entraba mi caballerizo y me invitó a comer en la Venta del Cernijón. Yo tenía hambre. Mis aventuras me suelen dar hambre.

Fuimos allí y pasamos a un comedor independiente para nosotros solos. Muy *cozy*, de veras. Mi caballerizo salió a encargar los vinos. Se había quitado la chaqueta y al dejarla en una silla se le cayó un libro que llevaba en el bolsillo. Lo recogí y lo abrí. No era libro, sino un cuaderno de tapas duras. Encontré escrita en grandes caracteres la frase: «Yo la quiero a usted», en inglés, en francés, en alemán, en italiano, en griego, en holandés, en sueco y hasta en ruso. Al lado de cada frase tenía la pronunciación fonética en español.

Mi caballerizo volvió y yo le dije sorprendida y feliz

— ¡Qué bueno! No sabía que usted se interesaba también en lenguas modernas. Al parecer, somos compañeros.

El vio el cuaderno en mis manos y se puso como un cangrejo cocido. Ya te digo que no entenderé nunca a estos españoles, por otra parte tan amables, tan caballerosos y corteses.

Se ruborizó mi caballerizo como un colegial. (Entre paréntesis, he decidido escribir mi tesis sobre los gitanos, ya que el tema permite el empleo a un tiempo de elementos antropológicos, históricos y lingüísticos. ¿Qué te parece?)